Zeitschrift: Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire

Herausgeber: [s.n.]

Band: 10 (2003)

Heft: 3

Rubrik: Besprechungen = Comptes rendus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

LITERATUR ZUM THEMA
COMPTES RENDUS THEMATIQUES

DIETER GROH, MICHAEL KEMPE, FRANZ MAUELSHAGEN (HG.) NATURKATASTROPHEN BEITRÄGE ZU IHRER DEUTUNG, WAHRNEHMUNG UND DARSTELLUNG IN TEXT UND BILD VON DER ANTIKE BIS INS 20. JAHRHUNDERT

NARR, TÜBINGEN 2003, 434 S., ABBILDUNGEN, € 49. –

Ein längst erwartetes und bereits mehrfach zitiertes Buch ist endlich da. Der auf eine vom 16.–19. November 2000 in Konstanz unter dem Titel Naturkatastrophen und ihre Wahrnehmung in der Geschichte des Menschen zurückgehende Band umfasst neben den 16 Beiträgen der Tagung zwei nachträglich verfasste Aufsätze. Der Schwerpunkt der hier versammelten Beiträge liegt auf der europäischen Geschichte zwischen Antike und Gegenwart.

In der Einleitung werfen die Herausgeber die Frage nach universellen Mustern im Erleben und Wahrnehmen von Naturkatastrophen als existenzieller Erfahrung auf. Dass diese Frage durchaus gerechtfertigt ist zeigt eine erste kursorische Durchsicht der im Band versammelten Aufsätze: Naturkatastrophen wurden die längste Zeit in der europäischen Geschichte als Strafe Gottes aufgefasst und als warnende Vorzeichen gedeutet. Vertieft man sich in die Beiträge wird deutlich, dass sich dabei Feinheiten und Spezifizierungen abzeichnen, die erst die Vielfalt der Wahrnehmungs- und Deutungsmuster erkenntlich machen. Dass es dabei auch zu Veränderungen kam, die gerade durch Naturkatastrophen ausgelöst wurden – dies zu zeigen ist ein Verdienst des Tagungsbands. Ein weiteres besteht in der Vielfalt fachlicher Ansätze, die hier versammelt wurden, zu beklagen ist einzig das Fehlen wissenschaftshistorisch ausgerichteter Beiträge. Die Aufsätze wurden durch die Herausgeber nachträglich in fünf Blöcke unterteilt, ohne dass sie auf diese Anordnung hin verfasst worden wären. Damit sollte eine gewisse Orientierung in der Vielfalt der fachlichen Zugänge gewährleistet werden.

Der erste und längste Block unter der Überschrift Kognitive Bewältigung – Deutungsmuster, versammelt Ansätze zur Deutung und Bewältigung von Naturkatastrophen, die vielleicht bereits als klassisch zu bezeichnen sind. Die Versammlung von Aufsätzen zu allen Epochen macht deutlich, dass einheitliche Deutungsmuster in der westlichen Geschichte immer wieder auftauchen oder parallel existieren konnten. Neben theologischen Auslegungen gab es in der Prämoderne zum Beispiel zeitgleich magische Interpretationen. Gleichwohl lassen sich bereits seit der Antike naturkundliche Beobachtungen feststellen. Holger Sonnabend zeigt an zwei Beispielen aus dem 1. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, dass naturwissenschaftliche Interpretationen durchaus diskutiert wurden, dabei aber einer kleinen Elite vorbehalten waren. Die meisten Menschen in der Antike deuteten Naturkatastrophen als Zeichen oder Strafe der Götter. Mischa Meier führt aus, wie überkommene Formen der Katastrophenbewältigung im 6. nachchristlichen Jahrhundert angesichts einer Häufung von Katastrophen umgeformt oder abgelöst wurden. Dies vor allem deshalb, weil eschatologische Aufladungen versagt hatten. In den – zeitgleichen – Schriften Gregor von Tours, denen sich

der Aufsatz Christian Rohrs annimmt, werden Naturkatastrophen als Vorboten für weitere Katastrophen gedeutet; hier allerdings retrospektiv und folglich, so Rohr, als bewusst intendiertes Konstrukt. Der Beitrag von Christian Strube zeigt am Beispiel der Schriften Pierre Boisguilberts (1646–1714), dass dieser Deutungsmuster, die Naturkatastrophen als unabwendbares Schicksal verstanden, angesichts des Versagens der Elite ablehnte. Manfred Jakubowski-Tiessen verweist in der Untersuchung von Sturmflutkatastrophen des 16.–19. Jahrhunderts auf das Neben-, Mit- und Nacheinander sich zum Teil konkurrenzierender Deutungsmuster, die der mentalen Bewältigung dienten. Deutungsmuster veränderten sich im Laufe der Jahrhunderte oder wurden abgelöst. Insbesondere das straftheologische Modell verlor an Bedeutung, ohne allerdings je ganz zu verschwinden. Dies hatte Folgen für die Wahrnehmung und den Umgang mit Natur und ökologischen Katastrophen im 20. Jahrhundert. Dass dabei Natur als Konzept selbst einen Wandel durchmachte, zeigt Jens Ivo Engels in seinem Beitrag zu Naturbild und Naturkatastrophe in der Geschichte der BRD. Mittels einer Technisierung der Debatte kam es zu einer Objektivierung von Natur, die vom Mensch kontrolliert werden konnte. In diesem Verständnis ist immer der Mensch der Urheber der Naturkatastrophe und folglich für ihr Verhindern zuständig.

Unter der Rubrik Miasmen und Konstellationen werden Epidemien als Naturkatastrophen behandelt. Diese Subsumierung bedarf offensichtlich immer noch der Erklärung; die Herausgeber lösen dies souverän, indem sie darauf hinweisen, dass in der christlich-straftheologischen Deutung Epidemien neben Erdbeben oder Überschwemmungen zu den Gottesstrafen gerechnet wurden. Neithard Bulst untersucht in seinem Beitrag die Pest, die seit ihrem plötzlichen Erscheinen Mitte des 14. Jahrhunderts bis zu ihrem Verschwinden als göttliche Strafe gedeutet wurde. Versuche, die Krankheit wissenschaftlich zu erklären – als Beispiel dienen die Miasmentheorie oder etwa astrologische Theorien – konnten das Konzept der göttlichen Strafe nicht ablösen. Dasselbe gilt für die Wahrnehmung der Syphilis im 16. Jahrhundert, wie der Beitrag von Tilmann Walter zeigt. Gemeinsamkeiten von Krankheiten und Naturkatastrophen lagen vor allem in ihrer Deutung. Ob dies auch auf Bewältigungsstrategien einen Einfluss hatte, auf diese Frage bleiben uns die Autoren eine Antwort schuldig.

Der dritte Block Bilder der Erschütterung – erschütterte Bilder widmet sich der bildlichen Darstellung von Naturkatastrophen aus kunsthistorischer und medienwissenschaftlicher Sicht. Die Autoren Peter Geimer, Robert Felfe, Bruno Weber und Kay Kirchmann vermögen in ihren Beiträgen zu zeigen, wie die Katastrophenwahrnehmung auch durch Bilder beeinflusst werden konnte. Die Darstellung von Naturkatastrophen erfolgte in zweierlei Hinsicht; einmal als Ereignis, welches das Vorher vom Nachher trennte und damit einen Riss in der «Ästhetik des Erhabenen» (und nicht nur hier) vergegenwärtigte. Dabei wurde aber auch eine Absenz deutlich: Der Maler (oder Medienschaffende) war kein Augenzeuge, seine Darstellung erfolgte aus einer Retrospektive, die das Bild zum Zustandsprotokoll gerinnen liess.

Die unter der Überschrift *«Kampf» mit der Natur – Integrationsprozesse* versammelten Beiträge behandeln Fragen der (nationalen) Funktionalisierung von Naturkatastrophen im 19. und 20. Jahrhundert. Damit weisen sie über das klassische Wahrnehmungs- und Interpretationsschema hinaus und zeigen weitere Möglichkeiten auf, das Thema Natur-

katastrophe anzugehen. Christian Pfister dis-kutiert die Instrumentalisierung von Naturkatastrophen in der Schweiz des 19. Jahrhunderts. Neben der Festkultur als Keimzelle nationaler Identität – so Pfister – bildete sich eine Katastrophenkultur mit eigener Organisationsform aus, die gleichsam den Mangel schweizerischer Vorzeigekriege als Identifikationsereignisse ausgleichen sollte. Eine ähnliche Funktion, diesmal für die nationale Vereinigung von West und Ost (Deutschland) hatte das Oder-Hochwasser von 1997. Martin Döring analysiert in seinem Beitrag die Medienberichterstattung und ihre Anstrengung einer Diskursivierung des Verbindenden in der Katastrophenbewältigung. Über Europa hinausgehend untersucht Stefan Kramer die im China Ende des 20. Jahrhunderts sich anbahnende Visualisierung und massenmediale Konstruierung von Katastrophen, einer damit einhergehenden Opferkrise und deren propagandistischer Funktionalisierung durch die kommunistische Partei. Nicht die Krise an sich, sondern die einheitliche Wahrnehmung dank der Mediatisierung der Krise diente dabei gemäss Kramer der Stiftung einer Identitätsgemeinschaft, wie sie in China zuvor unbekannt war.

Unter der Überschrift Chaos versus Ordnung behandelt Stefan Siemer das Einfallen von Wölfen in die Stadt Paris in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Mit dem Eindringen der Wölfe in die Stadt fand eine Überschreitung statt, welche die Grenzen zwischen Kultur und Wildnis, zwischen Chaos und Ordnung aufhob. Diese Aufhebung von Grenzen liess die Menschen ein solches Ereignis als Naturkatastrophe wahrnehmen und erleben. Ordnung und Chaos nicht als Kontingentes, sondern als Zustand beschreiben Thomas Grob und Riccardo Nicolosi am Beispiel der Darstellung der Überschwemmungen von Petersburg in der russischen Literatur. Die Überwindung von Chaos durch Ordnung bzw. von Natur durch Kultur kann gemäss den Autoren in ihrer literarischen Überformung als Reflexion über Bedingungen und Grenzen geschaffener Ordnung in der Geschichte Russlands gelesen werden. Thomas Hauschild schliesslich stellt die Frage nach mentalen und funktionalen Bewältigungsstrategien, die letztlich in jedem der Beiträge explizit oder implizit anklingt. In einer ethnologisch angelegten Feldstudie untersuchte Hauschild die von verheerenden Erdbeben regelmässig (im Durchschnitt in jeder Generation) heimgesuchte Gegend um den Monte Vulture in der Basilicata. In dieser Gegend hat sich eine Überlebensstruktur ausgebildet, die sich sowohl aus traditionellen Ritualen der Heiligenverehrung als auch aus neu errichteten Überlebenstechniken speist. Vor allem die politische Gemeinde ist bemüht, das nachseismische Chaos unter Kontrolle zu halten. Damit gelingt es, dass «aus der Winterstarre nach dem Erdbeben [eine] lebendige Körperschaft» (411) sich erheben kann. Dass diese eine andere sein konnte, als vor dem Ereignis, darauf verweisen zahlreiche Beiträge in diesem Band.

Die thematische Breite dieses Tagungsbands zeigt vor allem zweierlei: Zum einen bestätigt sie das Verdikt des Nebeneinanders verschiedener Deutungsansätze in der Geschichte der Naturkatastrophen. Es ist nun zu wünschen, dass in Zukunft vermehrt auch Vergleiche gezogen werden. Interessant wäre zum Beispiel zu untersuchen, ob verschiedene Naturkatastrophen, die zeitgleich auftraten, deren wissenschaftliches Verständnis aber unterschiedlich weit gereift war, unterschiedliche Deutungsmuster evozierten.

Auf der anderen Seite, und dies ist wohl der wichtigste Befund der angestellten Überlegungen, wird deutlich, dass die europäische Historiografie der letzten

Jahrzehnte das Phänomen Naturkatastrophe als strukturierendes Moment in der Geschichte des Menschen sträflich vernachlässigt hat. Hier setzt der Tagungsband wichtige Impulse für die weitere Forschung.

Monika Gisler (Zürich)

ECKART OLSHAUSEN, HOLGER SONNABEND (HG.) NATURKATASTROPHEN IN DER ANTIKEN WELT STUTTGARTER KOLLOQUIUM ZUR HISTORISCHEN GEOGRAPHIE DES ALTERTUMS 6, 1996

FRANZ STEINER, STUTTGART 1998, 485, S., ZAHLREICHE ABB. UND KARTEN, € 101.–

Früher als etwa die Mediävistik haben sich die Altertumswissenschaften dem Bereich der Naturkatastrophen zugewandt, nicht zuletzt, weil einige von ihnen, etwa der Vesuvausbruch des Jahres 79 n. Chr., hervorragend durch schriftliche und archäologische Zeugnisse dokumentiert sind. Das interdisziplinäre Kolloquium in Stuttgart 1996 vereinigte Historiker Geografen, Archäologen, Geologen, Geoarchäologen, Philosophen und Klimatologen, die sich in ihren Beiträgen vor allem drei Themenkomplexen widmeten: Erstens ging es um die Diskussion und Rekonstruktion ausgewählter und zum Teil kontrovers beurteilter regionaler Fall-beispiele von Naturkatastrophen, etwa um die These von der Zerstörung der minoischen Kultur durch Aschenregen und Flutwellen infolge des Vulkanausbruchs auf Santorin oder um den genauen Hergang des Vesuvausbruchs im Jahr 79 n. Chr. Zweitens wurden die aktuellen bzw. mittel- und langfristigen politischen, wirtschaftlichen und sozialen Folgen von Naturkatastrophen erörtert. Drittens wurde nach dem Umgang des antiken Menschen mit Naturkatastrophen gefragt: Wie wurden sie gedeutet, erklärt, interpretiert? Wie reagierten die Menschen darauf? Welche Massnahmen der Vorsorge und Bewältigung wurden getroffen? Inwieweit wurden die Katastrophen vom Mensch selbst herbeigeführt? Es ist aus Platzgründen unmöglich, auf jeden der insgesamt 39 Beiträge auch inhaltlich näher einzugehen. Daher soll im Folgenden versucht werden, sie in Gruppen zusammenzufassen.

Allgemein methodische Fragestellungen behandeln die Beiträge von Gerhard Hebbeker («Die Sprachlosigkeit der Katastrophen und die begrifflichen Fassungen ihrer Bedeutung», 9–14), Gerhard Waldherr («Altertumswissenschaften und moderne Katastrophenforschung», 51–64) und Eckart Olshausen («Mit der Katastrophe leben. Mentalitätsgeschichtliche Studie zum Umgang von Menschen mit Naturkatastrophen am Beispiel des Vesuvausbruchs 79 n. Chr.», 448–461) sowie aus dem Blickwinkel der Archäologie Bruno Helly («La seismicité est-elle un objet d'étude pour les archéologues?», 169–189) und Peter Marzloff («Archäologische Aspekte von Naturkatastrophen», 275–283).

Besonders für die griechische Geschichte spielt der Mythos eine grosse Rolle bei der Wahrnehmung und Interpretation von Naturkatastrophen. Diesem Bereich sind vornehmlich die Studien von Heinz Warnecke («Erdbeben in der Odyssee. Ein historisch-geografischer Beitrag zur Neuinterpretation des homerischen Epos», 15–30), Jannis Mylonopoulos («Poseidon, der Erderschütterer. Religiöse Interpretationen von Erd- und Seebeben», 82–89) und Iris von Bredow («Die mythischen Bilder der Naturkatastrophen», 162–168) zuzuordnen; eine Sonderform stellt die Erklärung dar, dass die Hybris, etwa von Tyrannen, Schuld an der Katastrophe sei, wie Holger Sonnabend («Hybris und Katastrophe. Die Gewaltherr-

schaft und die Natur», 34–40) aufzeigt. Dass aber durchaus auch naturwissenschaftlich-philosophische Deutungsmuster zum Tragen kamen, zeigen am Beispiel des Ätna die Fallstudien von Giacomo Manganaro («Antioco – Tucicide – Timeo e il vulcanismo etneo», 31–33) und Serena Bianchetti («Der Ausbruch des Ätna und die Erklärungsversuche der Antike», 124–133).

Die Bewältigung und das Management von Naturkatastrophen steht im Zen-trum zahlreicher Beiträge, von denen die von Lily Knibbeler («Iamboulus or the Ambiguities of Crisis Management», 65–66), Derek J. Mosley («Politics, Diplomacy and Disaster in Ancient Greece», 67–77), Eberhard Ruschenbusch («Missernten bei Getreide in den Jahren 1921–1938 in Griechenland als Modell für die Antike», 78–81), Engelbert Winter («Strukturelle Mechanismen kaiserlicher Hilfsmassnahmen nach Naturkatastrophen», 147–155), Burkhard Meissner («Naturkatastrophen und zwischenstaatliche Solidarität im klassischen und hellenistischen Griechenland», 242–262) und Ulrich Fellmeth («Hungersnöte in den Städten des römischen Kaiserreiches. Ursachen – soziale und politische Konsequenzen – staatliche Massnahmen», 307–315) eher allgemein den Mechanismen von Hilfsprogrammen durch die Obrigkeiten gewidmet sind. Fallstudien exemplifizieren und konkretisieren diese Ergebnisse, so etwa Linda-Marie Günther («Das Hochwasser bei Helenopolis [6. Jahrhundert n. Chr.]», 105–117), Yves Lafond («Die Katastrophe von 373 v. Chr. und das Verschwinden der Stadt Helike in Achaia», 118–123), Michele R. Cataudella («Polibio 5, 88–90 e il terremoto di Rodi», 190–197), Umberto Pappalardo («Vesuvius. Grosse Ausbrüche und Wiederbesiedlungen», 263–274), Jürgen Hagel («Naturkatastrophen im Stuttgarter Raum», 284–290), Lothar Wierschowski («Die demographisch-politischen Auswirkungen des Erdbebens von 464 v. Chr. für Sparta», 291–306), Giovanna Daverio Rocchi («La sismicità della Focide orientale e della Locride [Epiknemidia ed Opunzia] nella storia del territorio e nella tradizione letteraria», 316–328), Peter Kehne («Ein Altar für die Winde. Die persischen Flottenkatastrophen 480 v. Chr.», 364–375) und Gerhard Winkler («Der Vesuvausbruch vom August 79 n. Chr. in der antiken Überlieferung», 376–395).

Die Darstellung von Naturkatastrophen, bezogen auf einzelne Autoren und Werke untersuchen Ruth Stepper («Die Darstellung der Naturkatastrophen bei Herodot», 90–98) und Pedro Barceló («Die Darstellung von Naturkatastrophen in der spätantiken Literatur», 99–104); die propagandistische Ausnutzung von Katastrophen für die eigene Politik behandeln Michael Zahrnt («Alexander an der Küste Pamphyliens. Zum literarisch-propagandistischen Umgang mit Naturgewalten», 329–338), Sergei Saprykin («Naturkatastrophen und Naturerscheinungen in der Ideologie des Mithridates Eupator», 396–403) und Angelos Chaniotis («Willkommene Erdbeben», 404–416). Herbert Grassl («Heuschreckenplagen in der Antike», 439–447) geht als Einziger auf den Bereich der Tierplagen ein.

Unter allen Beiträgen sollen nur zwei besonders hervorgehoben werden: Eberhard Zangger («Naturkatastrophen in der ägäischen Bronzezeit. Forschungsgeschichte, Signifikanz und Beurteilungskriterien», 211–241) und Hans Lohmann («Die Santorin-Katastrophe – ein archäologischer Mythos?», 337–363) behandeln beide den Mythos um den angeblichen Big Bang, der nicht nur die Kultur auf Santorin zerstört haben soll, sondern auch durch Seebeben und Flutwellen der minoischen Kultur auf Kreta ein Ende bereitet haben soll. Auf der Basis geologischer

und archäologischer Untersuchungen kommen beide zu dem Ergebnis, dass es einen gewaltigen Vulkanausbruch mit Seebeben und Flutwellen offensichtlich nicht gegeben hat. Schon seit minoischer Zeit lebten die Menschen am Kraterrand von Santorin; die Zerstörung von Knossos auf Kreta ist wohl auf innere Unruhen und mit Sicherheit nicht auf eine Naturkatastrophe zurückzuführen; ähnlich verhält es sich mit den Umbrüchen am Ende der griechischen Bronzezeit um 1200 v. Chr., die aller Wahrscheinlichkeit nicht durch Naturkatastrophen hervorgerufen wurden.

Weit gehend naturwissenschaftliche Zugänge liegen schliesslich den geodynamischen, klimatologisch-geologischen und demografischen Beiträgen von Holger Riedel («Der Landschaftswandel des Dalyan-Deltas seit der Antike», 41–50), Friedrich Sauerwein («Erdbeben im Mittelmeergebiet als Folge plattentektonischer Vorgänge», 134–146), Dieter Kalletat («Geologische Belege katastrophaler Erdkrustenbewegungen 365 AD im Raum von Kreta», 156–161), Reinder Reinders («Earthquakes in the Almirós Plain and the Abandonment of New Halos», 198–210) und John Bintliff («Catastrophe, Chaos and Complexity: The Death, Decay and Rebirth of Towns from Antiquity to Today», 417–438) zugrunde. Sie runden das breite Spektrum interdisziplinärer Zugänge gehaltvoll ab.

Es ist schade, dass einige der Beiträge leider nur in einem kurzen Abstract (Knibbeler) oder in sehr geraffter Form (Manganaro, Ruschenbusch) vorliegen. Insgesamt aber leistet der Band einen wichtigen Impuls für die historische Katastrophenforschung im Allgemeinen.

Christian Rohr (Salzburg)

CHRISTIAN PFISTER (ED.)
LE JOUR D'APRES – AM TAG DANACH
SURMONTER LES CATASTROPHES NATURELLES: LE CAS DE LA SUISSE ENTRE 1500 ET 2000 – ZUR BEWÄLTIGUNG VON NATURKATASTROPHEN IN DER SCHWEIZ 1500–2000

BERNE, STUTTGART, VIENNE, HAUPT VERLAG, 2002, 263 P., FS. 58.–

Ce livre collectif reflète les avancées les plus récentes de la recherche sur l'histoire des catastrophes et des risques, et devrait s'imposer comme un outil de référence. L'abondante bibliographie, les notes donnent un panorama des travaux suisses et, plus généralement, de langue germanique, malheureusement peu traduits. L'édition est de qualité, l'iconographie particulièrement soignée. L'article introductif de Christian Pfister dresse un tableau historiographique éclairant, international et transdisciplinaire. La construction de l'ouvrage mérite d'être soulignée car elle articule le court et le long terme, les études de cas et les synthèses, les événements particuliers et les enjeux plus vastes. Le projet est ambitieux, traiter de l'ensemble des catastrophes naturelles de 1500 à nos jours en Suisse. En réalité, la période contemporaine domine largement et certains phénomènes sont peu représentés. Les inondations et les avalanches occupent le devant de la scène, tandis que les séismes et les épidémies sont absents.

Le fil directeur de l'ouvrage est annoncé clairement: il s'agit d'étudier la gestion des catastrophes naturelles, les manières de surmonter ces désastres. La grille de lecture mise en œuvre est novatrice sur plusieurs points. Elle reconnaît d'entrée de jeu aux sociétés du passé la capacité et la volonté de lutter contre les dangers, même si les «confortements» modestes l'ont emporté pendant des siè-

cles. Ensuite l'idée, simplificatrice, d'une confrontation pluriséculaire entre les hommes et la nature est écartée, au profit de l'analyse circonstanciée de la gestion de certains événements. Le riche article d'Agnès Nienhaus donne, par exemple, une idée de la complexité des différents acteurs qui interviennent après la catastrophe, des multiples enjeux qui les animent. Enfin, l'événement est toujours analysé dans sa dimension sociale autant que dans sa dimension physique, comme le prouvent les articles écrits par plusieurs spécialistes des sciences de la nature. Le dialogue entre les sciences sociales et les sciences de la nature permet une saisie globale de la catastrophe, qui n'est pas découpée en plusieurs champs de savoir.

Les articles réunis font émerger plusieurs idées fortes et originales, enrichies par Christian Pfister dans le chapitre de synthèse. Première affirmation, les catastrophes sont le produit d'une situation de communication et ce mécanisme n'a pas attendu l'époque contemporaine pour se mettre en place. Dès les 16e et 17e siècles, les canards affectionnent ce type d'événements et font circuler l'information dans toute l'Europe (R. Zeller). A partir du début du 19e siècle, cette procédure est étroitement liée en Suisse aux pouvoirs politiques, qui mettent en scène et coordonnent. Dans les périodes les plus récentes, le rôle des médias s'est accru. Ce n'est pas un hasard si la Chaîne du bonheur, principal collecteur de dons, est le bras charitable de la Société suisse de Radio et de Télévision.

Deuxième enseignement, le cas suisse est original par la place des solidarités et des dons dans la gestion des catastrophes. Aloïs Fassler montre que, après l'éboulement de Goldau en 1806, un mouvement spontané de secours touche la moitié des cantons. Pour la première fois, la mobilisation dépasse les localités voisines, la solidarité fédérale naît. L'intervention des autorités centrales vient en second, par la voie des Landammanns. Plus tard, les inondations de 1834 (A. Nienhaus) causent des dégâts matériels très lourds et touchent de nombreuses communes. Ce changement d'échelle crée un besoin inédit de coordination et donne lieu à une nouvelle répartition des compétences entre les cantons et la Confédération. La solution adoptée est originale car la coordination n'incombe pas au pouvoir politique, objet de vives tensions, mais à une institution neutre, la Société suisse d'utilité publique. La gestion des inondations de 1868 dans l'espace alpin (F. Schmid) boucle le processus car, pour la première fois, est crée un comité central de secours, dépendant directement du pouvoir politique. L'importance des dons explique le développement tardif des assurances, la faiblesse de l'engagement financier de l'Etat central.

La troisième idée avancée découle des précédentes: les catastrophes jouent un rôle moteur dans la construction des institutions et des sociétés, et celui-ci a été central en Suisse. De l'Ancien régime au 19e siècle, les solidarités locales deviennent nationales, les communautés de danger laissent la place aux liens entre cantons. Les catastrophes ont permis l'émergence d'une conscience collective, par le biais de procédures institutionnelles, de réactions émotionnelles et de transactions financières. L'analyse fine de ces relations montre qu'elles relient centres et périphéries, grandes villes et zones de montagne. Dans de nombreux Etats européens, la guerre a joué un rôle mobilisateur pour la construction de la nation, mais pas en Suisse. En l'absence de conflit majeur, les catastrophes naturelles ont servi de «plate-formes de mise en scène de l'idéal national et d'événements nationaux» (Chr. Pfister), assurant un rôle complémentaire par rapport à la culture festive. Cette singularité suisse

se poursuit dans la deuxième moitié du 20e siècle car, à partir de l'inondation de 1953 en Hollande, les dons des citoyens se tournent vers l'étranger, contribuant à définir la place de la Confédération dans le concert des nations (S. K. Dubasch).

Le dernier axe concerne les mesures d'aménagement et de prévention face aux dangers naturels. Le cas de la forêt rappelle utilement l'ancienneté des mesures de protection de certains biens naturels, a fortiori quand ils peuvent limiter les avalanches (V. Stöckli). L'analyse des forts et des cases des Préalpes vaudoises souligne avec pertinence que la construction traditionnelle en zone d'avalanche a intégré très tôt ce type de danger (P. Schoeneich et al.). Plusieurs exemples contemporains complètent ce tableau: les avalanches de l'hiver 1951, le glissement de terrain de Falli-Hölli en 1994, les incendies et les crues. A partir des années 1930, se met en place un système d'assurance très original car les risques normaux sont pris en charge par les assurances cantonales, mais des mécanismes de solidarité inter-cantonales se déclenchent lors des catastrophes majeures (Chr. Pfister).

Comme tout livre stimulant, celui-ci suscite autant de questions qu'il apporte de réponses. La période qui va de 1500 à 1800 est traitée rapidement et de manière moins novatrice. Sur plusieurs points, pourtant, l'articulation avec le 19e siècle serait à étudier: la recomposition des solidarités locales, le rôle des Eglises, l'attitude des populations face aux dangers, les débats sur la pauvreté. Les représentations et les interprétations des catastrophes naturelles mériteraient des analyses plus approfondies et plus complexes. Ces développements permettraient de mettre en perspective l'exemple très intéressant d'Albert de Haller et de sa correspondance (M. Stuber). Les aspects religieux ne peuvent être réduits au thème de la colère divine, qui ne rend pas assez compte des discussions et des lignes de partage. La gestion du désastre par les populations sinistrées est délaissée au profit des interventions extérieures alors que, pendant des siècles, les dégâts étaient gérés par les communautés victimes. Comment celles-ci produisent-elles un discours sur la catastrophe, mettent-elles en œuvre leurs ressources pour se protéger? L'éboulement d'Elm du 11 septembre 1861 s'explique par une absence de culture du risque (M. Stuber) qu'il ne faudrait peut-être pas généraliser. Ces quelques critiques constituent plutôt un appel à continuer les recherches sur les catastrophes naturelles, en attendant que d'autres pays se dotent d'un ouvrage de synthèse comparable.

Grégory Quenet (Paris)

RÜDIGER GLASER
KLIMAGESCHICHTE MITTELEUROPAS
1000 JAHRE WETTER, KLIMA, KATASTROPHEN

WISSENSCHAFTLICHE BUCHGESELLSCHAFT, DARMSTADT 2001, 235 S., € 39,90

Die aussergewöhnliche Trockenheit und anhaltende Hitze dieses Sommers 2003 hat die drängenden Fragen nach der Klimaerwärmung auch in der Schweiz erneut ins Bewusstsein einer breiten Öffentlichkeit gerufen. Extreme Witterungsereignisse scheinen sich in den vergangenen zehn Jahren überhaupt gehäuft zu haben (Sturm Vivian im Februar 1990, Lothar im Dezember 1999, Lawinenfebruar 1999, Hochwassersommer 2002). Erste Antworten auf einzelne Fragen, die an Deutlichkeit wenig zu wünschen übrig lassen, sind bereits heute in Publikationen zur Klimageschichte, bzw. zur Historischen Klimatologie nachzulesen. In einer Nationalfondsstudie unter der

Leitung von Christian Pfister ist beispielsweise die Frage nach den Zusammenhängen von natürlichen Variabilitäten und anthropogen bedingten, hausgemachten Klimaveränderungen erkenntnisleitend (Christian Pfister, *Wetternachhersage. 500 Jahre Klimavariationen und Naturkatastrophen,* Bern 1999). Pfister gelangte darin zum Schluss, dass «die Geschwindigkeit des Temperaturanstiegs» seit 1988 «alarmierend» und ein (möglicherweise schlüssiges) Indiz «für den Treibhauseffekt» sei. In einem Radiointerview vom 22. Juni 2003, zu dem Pfister aus aktuellem Anlass wegen der anhaltenden Hitze und vorherrschenden Trockenheit ins Studio eingeladen worden war, konnte er den festgestellten Erwärmungstrend bloss nochmals bestätigen, und daran erinnern, dass Witterungsextreme und Anomalien «Klimasignale von gesellschaftlicher Bedeutung» sind.

In Kenntnis der jahrzehntelangen, engagierten Forschungsarbeiten Pfisters zur Klimageschichte der Schweiz, mit denen er Massstäbe setzte, waren meine Erwartungen an Rüdiger Glasers Klimageschichte Mitteleuropas hoch gesteckt. Und sie wurden nicht enttäuscht. Glaser, inzwischen Professor für Geografie in Heidelberg, bringt eine ausserordentliche Fülle von Witterungsdaten aus den rund 1000 Jahren des 11.–20. Jahrhunderts, die – ebenso wie die theoretischen Grundlagen und methodischen Überlegungen des ersten Teils – sorgfältig und in gut verständlicher Sprache dargelegt werden. Farbige, geschickt ausgewählte Abbildungen, Grafiken, Tabellen und grau unterlegte Quellenzitate ergänzen den Text und betonen die Schwerpunkte.

Das Buch ist systematisch aufgebaut und in zwei Teile gegliedert. Im ersten Teil beschäftigt sich der Autor mit den Grundlagen der Historischen Klimaforschung, führt in die Thematik ein, begründet die Forschungsansätze, legt die Forschungssituation und die Methoden der Klimarekonstruktion dar. Im zweiten Teil, dem Ergebnisteil, rekonstruiert er für Mitteleuropa – damit ist hauptsächlich «das heutige politische Deutschland» (4) gemeint –, zunächst für jedes Jahrzehnt vom Jahr 1000 bis 2000 die Temperatur- und Niederschlagsentwicklung und anschliessend diejenige vom Jahr 1500 bis 2000 sogar noch detaillierter nach Einzeljahren. Zum Schluss stellt er ausgewählte Klimakatastrophen wie Gewitterstürme, Sturmfluten, Hochwasserereignisse, Vulkanausbrüche, Sommerhitze und Winterstrenge dar und diskutiert sie im Hinblick auf Ursachen, Trendverläufe und Häufigkeit («1000 Jahre Hitze, Fluten, Eis und Sturm»).

Die Rekonstruktion der klimatischen Abläufe vor Beginn der instrumentellen Klimamessung steht im Zentrum der Historischen Klimatologie. Sie erst vermag die nötigen Anhaltspunkte und Vergleichsmöglichkeiten von Gegenwart und Vergangenheit zu liefern. Welchen Schwankungen war das Klima unterworfen, als es noch nicht durch anthropogene Treibhausgase beeinflusst wurde? Wie steht es um die prognostizierten Klimaänderungen? Eine beachtliche Vielfalt von Schrift- und Sachquellen bildet die Basis der Forschungsarbeit von Glaser: Die deskriptiven und zugleich subjektiven Klimahinweise waren in Zahlenwerte (Indizes) zu transformieren, wobei jeweils ein ganzes Bündel verschiedener Kriterien miteinzubeziehen war wie Quellenkritik, Proxidaten (Näherungswerte), frühe Messdaten, Vergleiche mit benachbarten Regionen. Das Ziel, nämlich «die Ableitung quantifizierbarer, kontinuierlicher, das heisst lückenloser und homogener Zeitreihen» sollte «möglichst mit der modernen Phase der Klimamessung in Beziehung gesetzt werden». (4) Das Hauptergebnis aus der umfangreichen Datensammlung, die in der Klimadatenbank

HISKLID zusammengefasst wurde, findet sich in Form von Grafiken, abgebildet auf nur gerade zwei Doppelseiten. (58 f., 94 f.)

Die amtliche und damit standardisierte Klimamessung begann in Mitteleuropa erst Mitte bzw. Ende des 19. Jahrhunderts. Für die Zeit davor, für Mittelalter und frühe Neuzeit, sind auch die Geografinnen und Geografen hauptsächlich auf schriftliche Zeugnisse angewiesen. Glaser wertete Chroniken, Annalen, Wetterjournale (aus dem 16. bis 18. Jahrhundert besonders aus süddeutschen Klöstern), Schreibkalender mit oft täglichen Eintragungen von Wetterbeobachtungen, Rechnungsbücher, ja sogar «nicht stationären» Schiffsjournale und Itinerare, quellenkritisch aus und hatte diese im Hinblick auf das Ziel hin zu «homogenisieren» und zu quantifizieren. Wichtig waren ihm sodann zum Beispiel die ersten Luftdruckmessungen von Hannover, die vom Universalgelehrten Leibnitz (1646–1716) in den Jahren 1677–1679 erstellt wurden. Weitere, so genannte Klimaindikatoren liessen sich anhand von Proxidaten gewinnen wie den Blühterminen (pflanzenphänologische Daten), Güte- und Mengenangaben beim Wein, Getreide- und Heuertragsangaben, Baumringanalysen (Weiserjahre) oder den Angaben zu Vereisungen. Glaser erläutert ausführlich die Methoden der Quelleninterpretation, der historischen Instrumentenmessdaten sowie der Proxidaten, wobei er besonderen Wert auf eine fundierte Quellenkritik legt. (29–56)

Im «Dezennienindex» (58–59) stellt der Autor für jedes Jahrzehnt von 1000 bis 2000 die Anzahl der zu kühlen im Vergleich der zu warmen Jahreszeiten sowie die Anzahl der zu feuchten im Vergleich der zu trockenen Jahreszeiten grafisch dar. Die Differenz ist als thermische bzw. hygrische Prägung farbig eingetragen und ergibt so einen Überblick über die langfristigen Schwankungen der Temperatur- und Niederschlagsentwicklung, basierend auf dem Gebietsmittel von Deutschland und gemessen an der Vergleichsperiode 1951 bis 1980 (Kalibrierungszeitraum). Nicht gerade spannend zu lesen ist die anschliessende Schilderung der jahreszeitlich-klimatischen Prägungen auf der Basis der Dezennien vom Jahr 1000 bis zum Ende des Mittelalters, auch wenn der Text durch direkte Quellenzitate aufgelokkert wird. Für Sommer und Winter liegen jeweils quellenbedingt wesentlich mehr direkte Klimabeschreibungen vor als für die Übergangsjahreszeiten Frühling und Herbst, wo die Klimaindikatoren eine wichtigere Rolle spielen. Immer wieder verweist Glaser auf die wirtschaftlichen und sozialen Auswirkungen extremer Witterung.

Für die 500 Jahre von 1500 bis 2000 beschreibt er im Anschluss an die grafische Darstellung die witterungsklimatische Prägung der Einzeljahre, was beim Lesen ebenfalls einiges an Geduld erfordert. Nach einem sehr langen Kapitel zum «jährliche[n] Witterungsgang von 1500 bis 1700» (93–176) folgen fünf kurze Überblicksdarstellungen zu den vier Jahreszeiten und den Extremjahren ab 1700. In der «Zusammenschau» des ersten Ergebnisteils kommt Glaser zum wichtigen Schluss, dass sich die nachweisbaren Temperaturänderungen innerhalb der letzten 1000 Jahre insgesamt in einem Wertebereich von nahezu 1,5 Grad Celsius bewegen. Diese grosse Temperaturspanne wurde allein in den rund 100 Jahren von 1700–1800, einer Phase «nachhaltiger Klimaumstellungen» durchschritten. Die Warmphase, in der wir heute leben, gleiche zwar dem mittelalterlichen Klimaoptimum, stelle aber durch die milden Winter und gemässigten Sommer sowie die wärmeren Übergangsjahreszeiten eine einmalige Besonderheit dar. Ebenfalls sei in den letzten 100 Jahren im 1000-jähri-

gen Vergleich eine Zunahme der Niederschläge im Herbst, Winter und Frühling gegenüber einer Abnahme im Sommer zu verzeichnen. Weiter ergänzt Glaser im abschliessenden Resümee, dass es dagegen schon früher einzelne Jahre grosser Extreme gab wie die Kälte im Jahr 1740 oder die Rekordtrockenheit und -hitze im Jahr 1540 («eines der herausragendsten des gesamten Jahrtausends» und «das am besten belegte Ereignis im 16. Jahrhundert»). (108) Auch punkto Naturkatastrophen ist davon auszugehen, «dass diese ein ständiger Begleiter des Menschen waren». (209)

Nutzen verspricht Glaser anhand seiner Resultate besonders für künftige Modellsimulationen (möglicher Klimaentwicklung). Der Historikerin oder dem Historiker soll die Studie als Basis und Anregung dienen, und sie macht zugleich deutlich, wie sehr das weite Feld der Zusammenhänge von Witterungsanomalien und seinen Folgewirkungen auf Mensch, Tier und die gesamte Umwelt weitere Forschung nötig macht.

Margrit Irniger (Winterthur)

GENEVIEVE MASSARD-GUILBAUD, HAROLD L. PLATT, DIETER SCHOTT (ED.) CITIES AND CATASTROPHES – VILLES ET CATASTROPHES COPING WITH EMERGENCY IN EUROPEAN HISTORY – REACTIONS FACE A L'URGENCE DANS L'HISTOIRE EUROPEENNE

FRANKFURT A. M., PETER LANG, 241 P., 2002, FS. 44.–

Dix contributions présentées à Berlin en l'an 2000 et une introduction rappelant les problématiques et l'historiographie du sujet, permettent de situer les enjeux historiques des catastrophes urbaines, que ce soient les inondations, les épidémies, les tremblements de terre ou les incendies entre le 15e et le 20e siècle.

Autant d'événements envisagés par Geneviève Massard comme des discontinuités, significatives d'un décalage entre les cités et leur environnement, et dont le principal point d'intérêt pour l'historien tiendrait au fait qu'à travers elles s'insinue le changement. La volonté affichée de cette approche est de rendre à la catastrophe une dimension non anecdotique, juste bonne pour la presse à sensation. L'étude des catastrophes consisterait donc à les situer dans tous les plans de la vie sociale et économique, la perspective urbaine imposant par ailleurs une orientation du propos qui se veut ouverte à l'histoire des sciences, de la technologie et de la planification aménagiste.

Ouvrage publié en français et en anglais avec des résumés en allemand, cette publication juxtapose des études de cas faisant l'objet de grilles d'analyses classiques et utilisant des modèles explicatifs déjà connus: sécularisation de la société, transformation des sensibilités *(age of benevolence)*, position nodale du 19e siècle, inerties et changements politiques, transformations de l'urbanisme et des politiques sanitaires.

Fortement persuadés que ce sont les «différences» temporelles et géographiques entre les multiples formes de catastrophes qu'il faut mettre en avant, les chercheurs ne revendiquent pas de modèle susceptible d'inscrire les phénomènes catastrophiques dans un schéma d'ensemble. Les temporalités propres aux événements catastrophiques ne sont donc guère appréhendées dans leur articulation aux autres temporalités, comme celles relevant de la démographie et des migrations, voire des conjonctures économiques.

Heureusement, les contributions n'évitent pas toute confrontation entre catastrophes et dynamiques socio-démo-

graphiques, mais il manque ici l'étude fine des effets directs ou induits de ces phénomènes sur le rythme même de la vie urbaine. La raison tient probablement aux sources et aux méthodes développées, tributaires des documents de synthèse produits par les contemporains des catastrophes étudiées. Gregory Quenet, par exemple, analyse avec précision la mise en branle des différentes structures de pouvoir pour faire face au drame (les villes, les intendants, le Roi, les réseaux d'influence) et ne manque pas de rappeler les écarts structuraux entre mortalité de crise (1694) et les événements soudains que sont les tremblements de terre. Toutefois, malgré les sources qu'il mentionne (deux beaux rapports d'experts maison par maison suite aux séismes), on ne sait rien des effets régionaux des séismes tant sur la valeur des biens fonciers, que sur les mobilités infra-urbaines, les reclassements socio-économiques qui peuvent en résulter ou sur le renouvellement de la population des cités touchées, voire des zones rurales environnantes, déjà «oubliées» dans le traitement politique des séismes par les contemporains. Une enquête peut-être impossible, en tout cas difficile et longue (ce que les conditions de recherche actuelle ne favorisent guère!), mais passée sous silence, alors que Geneviève Massard relève en introduction que les catastrophes ont un impact sur les niveaux individuels de fortune et contribuent à la transformation des valeurs foncières comme des prix des matériaux…

L'analyse financière des «reconstructions» urbaines, chapitre important de l'étude des catastrophes, mériterait également un examen plus serré et une démonstration plus soutenue que les narrations offertes dans ce livre.

En somme, on peut certes apprécier l'intérêt des chercheurs pour les catastrophes, mais on aimerait des constructions de l'objet historique qui soient moins respectueuses et dépendantes de sources préexistantes. Il serait souhaitable qu'une enquête originale puisse naître de ces balisages nécessaires, et qui pourrait peut-être aider alors à combler un fossé constaté par Geneviève Massard: les chercheurs et le politique ne partagent pas les mêmes vues sur les catastrophes. Le monde politique est peu sensible à l'idée que les catastrophes dites naturelles soient dans une certaine mesure des constructions socio-culturelles.

Pour en témoigner, l'une des contributions de cet ouvrage s'aventure même dans le 21e siècle, dévoilant un monde moins à l'abri qu'il n'y paraît des maladies infectieuses, dans un univers devenu urbain, fortement inégalitaire et où les migrations s'intensifient: celles des guerres et de la pauvreté, celles des loisirs et de la richesse.

Frédéric Sardet (Lausanne)

RENE FAVIER ET ANNE-MARIE GRANET-ABISSET (DIR.) HISTOIRE ET MEMOIRE DES RISQUES NATURELS

GRENOBLE, CNRS, MAISON DES SCIENCES DE L'HOMME – ALPES, 2000, 281 P., € 12,96

RENE FAVIER (DIR.) LES POUVOIRS PUBLICS FACE AUX RISQUES NATURELS DANS L'HISTOIRE

GRENOBLE, CNRS, MAISON DES SCIENCES DE L'HOMME – ALPES, 2002, 444 P., € 12,96

Depuis quelques années, l'étude historique des catastrophes naturelles est devenue l'un des domaines les plus significatifs des approches nouvelles qui tentent de cerner les multiples questions liées à l'environnement au sens large du terme. Les catastrophes se révèlent être

un observatoire privilégié, propice à un dialogue d'envergure entre spécialistes des phénomènes naturels et chercheurs en sciences sociales. L'équipe «Histoire économique, sociale et politique» de l'Université Pierre Mendès France –Grenoble 2 s'est profilée sur ce terrain par des travaux novateurs. Sous la direction de René Favier ou d'Anne-Marie Granet-Abisset, plusieurs volumes de travaux collectifs ont ainsi été publiés qui peuvent déjà être considérés comme des références. L'originalité de la démarche est de dénaturaliser en quelque sorte la catastrophe qui n'est plus seulement un événement de l'histoire de la terre mais prend une dimension nouvelle d'interface entre un écosystème et un système social. Dès lors, le travail de l'historien ne consiste pas uniquement à restituer une chronologie de l'événement (à le reconstituer dans sa matérialité) mais bien plutôt à en analyser les effets. Ceux-ci s'appréhendent sur deux plans. D'abord, bien évidemment, dans leur matérialité, pour évaluer la vulnérabilité d'une société à une époque donnée. Ensuite, et surtout, au travers des représentations qu'en fabriquent les acteurs sur le moment et à travers la mémoire qui retravaille constamment ces représentations.

Un premier colloque en 1999 a permis de mettre au point une série de définitions restituées dans *Histoire et mémoire des risques naturels*. Il s'agissait d'affiner la notion de catastrophe comme événement social et culturel perçu comme extraordinaire et construit comme tel dans ses significations multiples. Les historiens montrent en particulier que toutes les époques n'ont pas la même perception du risque et qu'en tout cas l'époque contemporaine a considérablement modifié son appréhension (notamment par la banalisation médiatique et par l'apparition de nouveaux risques, technologiques ceux-ci).

Dans une belle contribution, Anne-Marie Granet-Abisset fixe les conditions du nouveau partenariat entre les sciences humaines et les sciences exactes que nécessite l'histoire des risques naturels. Face à une forte demande sociale d'histoire venant des sciences de la nature, les historiens doivent montrer qu'ils sont plus que des «techniciens des archives» capables d'établir des bases de données historiques d'événements catastrophiques. Pour l'historien, «un fait n'a de sens que lorsqu'il est mis en relation avec un contexte». Par ailleurs, Anne-Marie Granet-Abisset resitue opportunément le rôle majeur de la mémoire dans la connaissance de ce type de phénomènes. A la tentation trop fréquente aujourd'hui de créditer la mémoire d'une sorte de supériorité parce qu'elle apporterait une vérité vécue, l'historien résiste pour rappeler que la source mémorielle (et notamment les sources orales très à la mode aujourd'hui) est toujours «une reconstruction au présent d'événements du passé». Partant, le travail de l'historien consiste à comprendre les réactions des communautés face aux risques dans le temps et dans l'espace. On s'aperçoit alors que la culture du risque que les gestionnaires contemporains ont tendance à considérer comme l'apanage de la modernité est en fait «constitutive du fonctionnement des sociétés classiquement nommées sociétés traditionnelles». C'est l'ensemble de ce savoir élaboré par des générations d'hommes que l'historien est capable d'expliquer. L'histoire, dans ce cadre, a une fonction sociale de première importance. L'historien, en effet, acquiert de nouvelles responsabilités face à la demande sociale d'expertises qui caractérise notre temps.

Dans la suite du volume, une dizaine d'études de cas illustrent la problématique de la vulnérabilité et de sa perception différentielle dans l'histoire et la mémoire. Elles contribuent en particulier à relati-

viser l'attitude de fatalité trop communément attribuée aux sociétés anciennes et à mettre en évidence des réactions concertées en termes d'aménagement et de prévention.

Une nouvelle recherche de l'équipe grenobloise a ciblé les représentations du risque sous l'angle de l'acceptation par les populations concernées et de la réponse des autorités après les catastrophes. Avec une introduction de Emmanuel Le Roy Ladurie qui lance l'expression intéressante de «conjoncture climatico-périlleuse», le deuxième volume rassemble une vingtaine de contributions regroupées en quatre sections. La première aborde la conscience du risque avec trois exemples d'inondations dans les Alpes occidentales. La deuxième partie examine la réponse des administrations publiques à des situations d'exception. On relèvera en particulier l'analyse que René Favier propose des dégrèvements fiscaux en Dauphiné aux 17e et 18e siècles ainsi qu'une contribution de Emanuela Guidoboni sur les stratégies institutionnelles qui contribuent à façonner une culture du tremblement de terre en Italie durant les quatre derniers siècles. Dans la troisième partie du recueil consacrée aux choix d'aménagement, plusieurs articles abordent les politiques de restauration des terrains exposés aux risques naturels, des Vosges aux Alpes suisses et italiennes ou en Roumanie. Enfin une quatrième partie expose les enjeux contemporains de la problématique des risques naturels. On signalera notamment le texte de Claude Gilbert qui exprime les attentes que les grands programmes de recherche peuvent légitimement formuler à l'égard des historiens.

Signalons qu'un nouveau colloque a eu lieu au printemps 2003 autour des images des risques (en incluant l'iconographie traditionnelle mais aussi les représentations photographiques, filmiques et télévisuelles). On attend avec intérêt la publication des actes et les nouveaux projets des chercheurs qui font aujourd'hui de Grenoble l'un des centres majeurs et particulièrement innovant dans le domaine de l'histoire des risques naturels.

François Walter (Genève)

ANDREAS SCHMIDT **«WOLKEN KRACHEN, BERGE ZITTERN, UND DIE GANZE ERDE WEINT …»** ZUR KULTURELLEN VERMITTLUNG VON NATURKATASTROPHEN IN DEUTSCHLAND 1755 BIS 1855

WAXMANN, MÜNSTER 1999, 369 S., € 25,50

Schon die Wahl des Zitats im Buchtitel mit einem Bezug auf die «ganze Erde» lässt erahnen, dass der Autor der Makroebene viel Bedeutung einräumt. Die Zeilen «Wolken krachen, Berge zittern, und die ganze Erde weint …» stammen aus einem Bänkellied aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, das in der Folge die destruktiven Potenziale der Naturgewalten direkt mit dem Jüngsten Gericht in Verbindung bringt: «Felsen, Klippen müssen splittern, wenn die Rach des Herrn erscheint …». (266) Der Volkskundler Andreas Schmidt zeigt in seiner Habilitationsschrift auf, wie in der zweiten Hälfte des 18. und ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts diese religiöse Codierung von Naturkatastrophen (Vulkanausbrüche, Überschwemmungen und Dürren, Stürme, Erdbewegungen und Erdbeben) zunehmend an Definitionsmacht verlor, ohne gänzlich zu verschwinden. Er zeichnet nach, wie im Zuge der Aufklärung eine naturwissenschaftlich-fortschrittsoptimistische, auf eine Beherrschung der Naturgewalten abzielende Perspektive immer mehr in den Vordergrund rückte, und wie sich in der Folge die gesellschaftlichen Eliten die Verwaltungs- und

Steuerungskompetenz für die Prävention von und den Umgang mit Krisen selbst zuschrieben – auf Kosten eines eigenverantwortlichen Umgangs der breiten Bevölkerung mit Naturkatastrophen, die, so die Schlussthese, auf mythische und populär-religiöse Deutungsmuster verwiesen wurde.

Aufbauend auf einem relativ umfangreichen Abriss der zeitgenössischen naturwissenschaftlichen und philosophischen Diskurse über Naturkatastrophen, untersucht der Autor deren Vermittlung an ein populäres und bildungsbürgerliches Publikum. Mit wenigen Ausnahmen verzichtet Schmidt bei seiner Auswertung gedruckter Quellen – Zeitschriften, Kalender, Lesestoffe für Kinder und Bänkellieder – auf die Interpretation von Illustrationen und bezieht sich nur auf die textuelle Ebene. Er weist nach, dass dem Thema eine hohe Relevanz zugeschrieben wurde und analysiert zahlreiche Texte, die sich sowohl auf aktuelle Krisensituationen als auch auf weiter zurückliegende Katastrophen beziehen. Allerdings gelingt es ihm dabei nicht, auf befriedigende Art und Weise den mehrfach und an zentraler Stelle formulierten Anspruch einzulösen, den «Zusammenhang zwischen impliziten alltäglichen Wissensformen und den im Kontext der Rezeption von Naturkatastrophen sich entwickelnden problemorientierten und problembearbeitenden kulturellen Deutungsmustern» (28) zu beleuchten. Um Aufschluss über den effektiven Grad an Integration der vermittelten Um- und Neudeutungen, insbesondere der wissenschaftlichen Erklärungsmodelle, in die alltäglichen Lebenszusammenhänge der breiten Bevölkerung zu gewinnen, wäre ein Bezug auf die Dynamik krisenorientierter Präventions- und Bewältigungsstrategien auf lokaler oder regionaler Ebene angebracht gewesen. Viele der Belege, die Schmidt anführt, beziehen sich auf zeitlich oder geografisch weit entfernt liegende Ereignisse, zum Beispiel auf das Erdbeben von Lissabon im Jahr 1755. Eine stärker der Nahsicht verpflichtete Betrachtungsweise, die neben der Vermittlungsebene auch die sozialen und materiellen Prämissen und Konsequenzen des Umgangs der Bevölkerung mit Naturkatastrophen berücksichtigt, hätte hier zumindest als Korrektiv dienen und eine kritischere Distanz zu der Reichweite der auf einer Makroebene anzusiedelnden naturwissenschaftlichen und philosophischen Diskurse (sowie zu deren Analyse in der Sekundärliteratur) schaffen können. So betont Schmidt zum Beispiel die Dichotomie zwischen den wissenschaftlichen Denkstrukturen und dem Alltagsleben; er ordnet erstere stärker der Rationalität und dem gesellschaftlichen Fortschritt zu, während er Letzteres «durch das Ineinandergreifen von Reizen und Reaktionen geprägt» (92) sieht. Hier hätte ich mir anstelle eines oft holzschnittartigen Bezugs auf übergeordnete Begriffe und Kategorien eine grössere Offenheit für mögliche Wechselwirkungen zwischen verschiedenen gesellschaftlichen Teilbereichen gewünscht: Das Aufspüren der «Verknüpfungen und Knotenstellen der Erfahrungsmodi von Wissenschaft und Kunst auf der einen Seite und Alltag auf der anderen Seite» (10) hätte eine Prise mehr an seismografischem Gespür verdient.

Sibylle Obrecht (Basel)

ALLGEMEINE BESPRECHUNGEN COMPTES RENDUS GENERAUX

ROLAND GERBER
GOTT IST BURGER ZU BERN
EINE SPÄTMITTELALTERLICHE STADTGESELLSCHAFT ZWISCHEN HERRSCHAFTSBILDUNG UND SOZIALEM AUSGLEICH

HERMANN BÖHLAUS NACHFOLGER, WEIMAR 2001, 600 S., FR. 114.–

Von einer breiten adlig-städtischen Koalition in die Defensive gedrängt, schien sich im Frühsommer 1339 das Schicksal der aufstrebenden Reichsstadt Bern zu besiegeln, als der Sieg in der Schlacht bei Laupen die Verhältnisse plötzlich wieder umkehrte. Fortan konnten an der Vorherrschaft Berns im burgundischen Raum keine Zweifel mehr bestehen. Eine eindrückliche Ausweitung des städtischen Einflusses setzte ein mit der Unterwerfung oder Verdrängung konkurrierender Mächte, dem Zugriff aufs Umland und dem Aufbau eines «Stadtstaates». Ein knappes Jahrhundert später stand Bern auf dem Gipfel seiner Macht, nicht ohne die Stunde der Bewährung vor Laupen zu vergessen, die im Rückblick einem Gottesurteil gleichgesetzt wurde. In seiner Stadtchronik brachte Konrad Justinger dieses stolze Selbstverständnis am deutlichsten zum Ausdruck, als er den Ausgang der Schlacht von Laupen mit dem berühmten Satz kommentierte: «Got ist ze Bern burger worden, wer mag wider got kriegen?»

An das Diktum Justingers anknüpfend, legt jetzt der Berner Historiker Roland Gerber eine am Lehrstuhl Schwinges entstandene Dissertation vor, die den Aufstieg der Aarestadt zum wohl bedeutendsten «Stadtstaat» nördlich der Alpen kritisch hinterfragen möchte und dabei eine überaus breit gefasste Stadtgeschichte entwirft. Grundlage ist die «Gesamtanalyse einer spätmittelalterlichen Stadtgesellschaft [...] in ihren politischen, wirtschaftlichen, kulturellen und sozialen Verhältnissen», (17) umso die «Wechselwirkungen zwischen äusserer Herrschaftsbildung und innerer Sozialstruktur» und damit die Ursachen der «bernischen Sonderentwicklung im Spätmittelalter» (21) aufzeigen zu können. Das ambitionierte Unterfangen, das sich auf eine prosopografische Datenbank zu den Bürgern Berns abstützt und die beiden schwergewichtigen Bände über «Berns grosse Zeit» und «Berns mutige Zeit» ergänzt, greift denn auch weit aus, um erst in einem (allzu knappen?) Schlusskapitel die angesprochenen Wechselwirkungen zu thematisieren.

Die Untersuchung beruht auf sechs weit gehend in sich geschlossenen Kapiteln zur Demografie, zu den Rechtsverhältnissen, zum städtischen Raum, zu Reichtum und Macht, zur Wirtschaft und zum Territorium. Mit deutlich spürbarer Vorliebe für statistische Methoden und rechtliche Fragen gelingt Gerber – in Anlehnung an die Forschungen von Urs Martin Zahnd – eine beeindruckende Synthese zweier Jahrhunderte bernischer Geschichte, ohne allerdings die immer wieder unterstrichene «Sonderentwicklung» ausführlicher mit dem Schicksal anderer Städte zu vergleichen oder die betont städtische Optik zu nuancieren.

Einzelne Punkte ziehen sich quer durch alle Kapitel, so die auffallend dichten Stadt-Land-Beziehungen, die Zusammensetzung des Rates und die

Durchsetzung des herrschaftlichen Anspruchs. Wie an anderen Orten waren Besitz und Vermögen grundlegende Grössen für die Teilnahme am politischen Entscheidungsprozess. Schon früh finden sich im Rat Adlige der Region; die «private» Kontrolle von Gerichts- oder Twingherrschaften zählte zu den charakteristischen Merkmalen der alten wie der neuen Ratsherren, die damit sowohl in der Stadt wie auf der Landschaft Macht ausübten. Da eine Festigung des Handwerks zu politischen Körperschaften unterbunden werden konnte, drohte dem Rat in erster Linie durch Auseinandersetzungen innerhalb der Oberschicht und durch Finanzgeschäfte Gefahr. Deutlich sichtbar wurde dies in der Mitte des 14. Jahrhunderts, als die Bubenberg vorübergehend den Schultheissensitz verloren und Bern, durch einen ersten Expansionsschub und zahlreiche Kriege praktisch zahlungsunfähig, erstmals ausserhalb der Stadt Kredite aufnehmen und ausserordentliche Steuern erheben musste. Dass die immer wieder aufbrechende Opposition innerhalb der städtischen Gesellschaft trotz einer weiterhin wachsenden Verschuldung besänftigt werden konnte, hing zweifellos mit dem Ausgreifen auf das Umland zusammen.

Mit der Aufnahme ländlicher Bewohner und ganzer Dörfer in das Burgrecht sowie dem Geltendmachen von Sonderrechten gelang es der Aarestadt schon früh, adlige und kirchliche Herrschaften von innen her aufzulösen. Waren die bisherigen Machtträger ausgeschaltet, begann der Rat die Landbewohner zu Steuer- und Militärdienstleistungen heranzuziehen und in einem einheitlichen Untertanenverband zusammenzufassen – eine Entwicklung, die den Stadt-Land-Unterschied weit gehend nivellierte. Die Konsolidierung der Ratsherrschaft innerhalb der Stadtmauern stand damit in unmittelbarem Zusammenhang mit der eindrücklichen Territorialisierung. Auf Widerstand stiess diese Politik bei den traditionellen Inhabern von Herrschaftsrechten, bei konkurrierenden Mächten, aber auch innerhalb des Rats. Ausgerechnet die im Rat sitzenden Twingherren als massgebliche Träger der Expansionspolitik kamen in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts ihrerseits unter den Druck des «Stadtstaats» und büssten im Twingherrenstreit einen Teil ihrer Kompetenzen ein. Ob allerdings diese Entwicklung und die angeblich breite Beteiligung an der Macht als «sozialer Ausgleich» verstanden werden kann, muss vor dem Hintergrund des immer stärker spürbaren patrizischen Charakter Berns doch eher bezweifelt werden.

Die Stärke des Autors liegt zweifellos im akribischen Umgang mit Zahlen und Fakten. Dank der aufwändigen, in einem umfangreichen Anhang greifbaren Auswertung serieller Quellen liegt ein umfassendes Bild der spätmittelalterlichen Stadtgesellschaft, dank dem Aufzeigen langfristiger Wandlungsprozesse ein gut lesbares Panorama bernischer Geschichte vor. Mit seiner inhaltlich überaus breiten Fragestellung und der Konzentration auf strukturelle Grundzüge verpasst es Gerber allerdings, seiner beeindruckenden, aber stark deskriptiven Arbeit deutlichere Konturen zu verleihen. Vieles kommt zwar zur Sprache, zahlreiche Aspekte bleiben jedoch merkwürdig diffus. Trotz der Anlehnung an die prosopografische Methode gewinnen die wichtigsten Träger der bernischen Politik selten an Profil, da Personen, Familien oder «Parteien» mit ihren Interessen oder Verflechtungen kaum als eigenständige Grössen erforscht werden. An Beispielen würde es nicht fehlen: Wie vermochte der adlige Rudolf Hofmeister als Neuzuzüger über beinahe 30 Jahren das Schultheissenamt zu besetzen? Welche Strategien schlug die Familie von Bubenberg ein, um über Jahrhunderte

«oben zu bleiben»? Und wie muss man sich die Entmachtung der Twingherren vorstellen, sassen sie doch alle mit im Rat und damit an der Schaltstelle der Macht? Der dezidiert städtische Blick von Gerber schmälert nicht nur im Fall der Twingherren die Perspektive. Die Ursachen der eindrücklichen Expansion Berns allein auf das «Sicherheitsbedürfnis» und die «Gegnerschaft zu Habsburg» (378 f.) zurückzuführen, folgt zwar der stadtbernisch-eidgenössischen Chronistik und Geschichtsschreibung, ohne aber die Machtverhältnisse kritischer zu beleuchten. So ist es fraglich, ob der burgundische Adel auf landesherrlicher Ebene tatsächlich eine ernst zu nehmende Konkurrenz darstellte und ob Habsburg, worauf Bernhard Stettler bereits vor langem hingewiesen hatte, die bernische Politik massgeblich einschränkte – im Unterschied zu Zürich. Die materialreiche Arbeit von Gerber wird aber sicher in Zukunft als unentbehrliche Grundlage für weitere Studien zum bernischen Spätmittelalter dienen.

Peter Niederhäuser (Winterthur)

VALERIE CLERC
L'ASSEMBLEE DE POSIEUX DE LA CONTESTATION POPULAIRE A LA COMMEMORATION POLITIQUE (1852–1956)

FRIBOURG, UNIVERSITE DE FRIBOURG, LA LIBERTE, 2002, 315 P. ET CD-ROM, FS. 46.–

Le 24 mai 1852, plusieurs milliers de Fribourgeois se réunissent dans le village de Posieux, pour manifester contre la politique du gouvernement radical. Premier rassemblement de masse de l'opposition depuis 1848, l'Assemblée de Posieux ouvre également la voie au retour des conservateurs sur la scène politique où ils triompheront en1856, installant alors un pouvoir hégémonique qui durera plus d'un siècle. L'ouvrage de Valérie Clerc se penche non seulement sur la genèse et le déroulement de cette manifestation populaire, mais analyse également comment elle fut récupérée, puis instrumentalisée par le régime catholique conservateur pour asseoir sa mainmise sur le canton.

Mémoire de licence à l'origine, déjà épuré d'une centaine de pages, cette grosse étude trouve parfaitement sa place dans la collection «Aux sources du temps présent», dont elle constitue le neuvième volume. Tout d'abord, parce qu'à l'image de certains des autres travaux publiés, cette recherche fait la part belle à l'histoire fribourgeoise, de manière naturelle, serait-on tenté d'ajouter, tant il est vrai que les historiens rédigent souvent leurs premières œuvres sur des sujets ou des événements locaux. Ensuite, parce que cette étude s'inscrit dans un courant de réécriture de l'histoire prisé à Fribourg, et privilégiant l'optique de Nathan Wachtel, c'est-à-dire celle des «vaincus».

On est en effet frappé à la lecture de la première partie de l'ouvrage, celle qui analyse de manière (trop?) détaillée le déroulement proprement dit de la manifestation populaire de Posieux, de la description presque manichéenne qui est en faite. Valérie Clerc présente les opposants catholiques au régime radical instauré dans le canton après la défaite du Sonderbund comme autant de citoyens «muselés», «bâillonnés», «entravés» par des autorités «autoritaires» et «impopulaires», par des «irréalistes qui se laissent emporter par leurs idéologies et leurs ressentiments», pour reprendre les mots de Roland Ruffieux, d'ailleurs cités dans le texte. (22) Continuant sur sa lancée, l'auteur s'appesantit, par exemple, sur les défauts qui entachent la nouvelle charte fondamentale (modalités restrictives concernant sa révision, absence d'une sanction populaire lors de son adoption), sans en nommer les innovations qu'elle

mentionne brièvement en parlant du caractère «progressiste dans de nombreux domaines» (24) de la nouvelle constitution fribourgeoise. Quelques fois, cette absence de recul semble jouer des tours à l'historienne qui décrit l'atmosphère régnant parmi les personnes présentes à l'Assemblée de Posieux comme «plutôt bon enfant que militante», alors même qu'un témoignage anonyme de l'un de ces pèlerins reproduit plus bas parle de «croisade», de participants «fanatisés au dernier point», de personnes semblant «obéir à un ordre impérieux» ou se courber «devant une autorité absolue»! (70)

Mais si, dans cette description factuelle, l'auteur semble parfois tributaire d'une vision historiographique cantonale souvent encline à accentuer les manquements du radicalisme, du moins s'en dégage-t-elle résolument dans l'excellente seconde partie de son ouvrage, axée sur la «récupération tous azimuts» (183) du souvenir de l'Assemblée de Posieux. La mémoire de cette manifestation sert certes de légitimité historique et politique aux autorités arrivées au pouvoir en 1856. Mais, parallèlement, elle contribue aussi à cristalliser l'antagonisme entre l'aile catholique modérée et la frange ultramontaine du nouveau régime; chacune, par presse et associations interposées, déniant à l'autre le droit de se revendiquer l'héritière putatif de Posieux. Ce bras de fer tournera à l'avantage des plus conservateurs qui, tout en édifiant la République chrétienne, décideront de l'édification d'un Sacré-Cœur sur les lieux de l'assemblée de 1852. Il faudra toutefois attendre 40 ans pour voir la concrétisation de cette volonté, avec l'érection d'une chapelle votive à Posieux, en 1924. Or, au travers de ce symbole, c'est avant tout le régime catholique conservateur qui se met en image, allant jusqu'à se faire représenter sur les fresques de l'édifice. La construction de cette petite église est également le point d'orgue d'une politique d'instrumentalisation de la mémoire de Posieux vieille de plusieurs décennies.

La recherche de Valérie Clerc s'achève en 1956, au moment où le «règne sans partage du parti conservateur sur les destinées du canton touche à sa fin». (270) Un bref excursus de trois pages (276–278) permet de comprendre que le combat idéologique autour de l'Assemblée de Posieux de 1852 n'est de loin pas achevé, même si, laïcisation de la société fribourgeoise et profondeur historique obligent, il est aujourd'hui relégué dans l'inconscient collectif.

Daniel Palmieri (Genève)

JEROME MEIZOZ
LE GUEUX PHILOSOPHE (JEAN-JACQUES ROUSSEAU)

LAUSANNE, EDITIONS ANTIPODES, 2003, 124 P., FS. 25.–

«A travers la figure de Rousseau, il y a quelque chose de nouveau qui apparaît au cours du 18e siècle, et qui se perpétue jusqu'à nous, à savoir une posture consistant pour l'intellectuel ou l'artiste à se tenir à distance des milieux du pouvoir et à acquérir une forme d'autonomie économique propre à garantir l'indépendance de son expression.» (88) C'est ainsi que Jérôme Meizoz, dans son dernier livre, pose à nouveau la question qu'il avait déjà abordée dans divers articles récents («Recherche sur la posture: Rousseau», *Littérature* 126, Paris, Larousse, juin 2002, 3–17 ou «Un style franc grossier: posture et étoffe de L.-F. Céline», *Les Temps modernes* 611–612, décembre 2000–février 2001, 84–109); celle de la posture – et celle de la postérité – dans le contexte de la création, notamment littéraire.

Structuré en trois parties distinctes,

Le Gueux philosophe sédimente des textes de nature diverse, étrangement autonomes les uns des autres. La première partie, divisée en sept courts chapitres, convoque «la figure de Rousseau» pour en faire le paradigme de l'intellectuel au sortir de l'Ancien Régime. La notion de «posture» sert à définir les caractéristiques identitaires à la fois de l'écrivain et de son œuvre, entendues comme une «construction de soi». (16) Jean-Jacques Rousseau retient l'attention parce qu'il disloque l'ordre établi dans la République des lettres et subvertit les rapports usuels entre l'écrivain («l'intellectuel») et le pouvoir politique. A travers Rousseau, c'est l'avènement de l'écriture en tant que champ autonome du discours qu'évoque Jérôme Meizoz. Par distanciation critique, rupture et redéfinition originale de soi, «Rousseau reconsidère son existence, se donne par l'écriture une identité narrative [...] et institue son propre lieu de parole, garants d'une différence spécifique». (11) Production littéraire, représentation de la place et du statut social, relation personnelle au monde sont si profondément imbriquées qu'elles aboutissent à «un nouveau modèle de légitimation de l'intellectuel, sur le principe d'une qualification par les humbles». (9) Rousseau active les archétypes de l'artisan, du citoyen genevois, de l'étranger, du provincial au profit d'une évacuation des lieux et des mécanismes ordinaires de la production culturelle des élites du 18e siècle: mécénat, clientélisme aristocratique, salons littéraires sont autant de lieux corrupteurs auxquels Rousseau oppose la vertu de l'humilité sociale – l'origine modeste – doublée de l'indépendance non seulement financière, mais également intellectuelle. La posture subversive de l'humilité et de l'indépendance permet finalement à Rousseau de renverser les critères de la légitimité et de revendiquer ensuite, «par le biais de l'écrit, le droit à un discours universel sur le monde social». (67) Nous touchons là au cœur du propos de Jérôme Meizoz, pour qui *Le Gueux philosophe* est l'occasion d'«une réflexion sur le statut des intellectuels et de leurs rapports au pouvoir», persuadé que «c'est l'hypothèse de la posture qui permet d'articuler en finesse [...] le textuel et le contextuel». (86–87) Plus précisément, la posture rousseauiste marque un moment fort de rupture dans une société pré-démocratique. La légitimité par l'humilité des origines sociales autorise Rousseau à discourir pour et par un espace public émergent, tout en fondant la représentation du commun des hommes comme horizon de réflexion sur l'organisation de la société. La rupture sociale et culturelle est aussi politique.

La seconde partie, «Le Rousseau des Suisses: enjeux d'une réception», rappelle rapidement la question du rejet ou de la captation de Rousseau par les Genevois ou les Suisses, avec en toile de fond le débat autour de l'universalité de ses œuvres, tandis que la troisième, qui clôt l'ouvrage, renferme un entretien entre Jérôme Meizoz et Yvette Jaggi. Les esprits sceptiques y verront sans doute un exercice de style en matière de relations troubles entre les acteurs de la production intellectuelle et le pouvoir politique, mais l'échange – «une discussion sur l'apport de Rousseau à notre contemporanéité» – a le mérite de préciser ce qui se trouve à la base même de la réflexion de Jérôme Meizoz.

Le lecteur apprend alors que ce sont les propres origines sociales de Jérôme Meizoz qui sont à la source du *Gueux philosophe*. C'est ainsi que l'auteur révèle: «Mon livre surgit d'une question assez personnelle [...]: j'ai dû réfléchir pourquoi et comment, dans la tradition socialiste de ma famille, Rousseau occupait une telle place et pourquoi il avait été mythifié en quelque sorte par

notre folklore familial.» (92) C'est donc au sein de la représentation d'une expérience familiale propre que Meizoz puise les outils pour élaborer sa réflexion autour de l'idée de posture. Etranger à la «relecture sanctifiante» de Rousseau propre à la tradition socialiste évoquée précédemment, l'auteur avoue «une admiration quant à la façon qu'il a eue de poser esthétiquement et socialement des problèmes fondamentaux de son temps», sans qu'il s'agisse pour autant d'«une adhésion à la pensée de Rousseau». (93) Jérôme Meizoz, en sollicitant sa propre expérience rousseauiste ou, plutôt, celle de ses aïeux, ouvre une nouvelle perspective à son motif de posture. Au centre du Gueux philosophe, s'agit-il toujours bien de l'attitude posturale de Rousseau? Rousseau est-il encore le sujet du livre? Meizoz reconnaît: «Si j'ai traité de Rousseau, c'est pour poser la question [de la posture] de manière plus générale parmi les intellectuels. Quels sont les rapports qu'ils entretiennent avec le pouvoir? Comment se représentent-ils eux-mêmes l'universalité de leur discours?» Autant de questions pertinentes, mais auxquelles nous n'obtenons guère de réponse, sans compter la prudence d'Yvette Jaggi, qui y oppose un bref «Indépendamment de la question de la posture adoptée», (88) peu propice à la poursuite du débat.

Finalement, Meizoz, se souvenant de la confrontation entre Voltaire et Rousseau, livre avec clarté la substance de sa réflexion. Contrairement à Voltaire, «Rousseau est conscient du point de vue qui est le sien: il le construit. Il en fait une force par un recours prédémocratique au profane: il se met du côté du public, du «peuple», des exclus du pouvoir et de la parole. Voltaire de son côté fait comme s'il n'était pas conscient de son arrogance de dominant, comme si elle était de l'ordre des choses [...]. Cela a suffi à me rendre Rousseau plus intéressant et Voltaire détestable, malgré son bel esprit [...]. Ce n'est pas très fort comme argumentation! Mais enfin pour moi, c'est comme ça que cela s'est présenté.» (93–94)

Curieuse sédimentation éditoriale, *Le Gueux philosophe* (Jean-Jacques Rousseau) a le mérite de rappeler quelques-unes des grandes perspectives de réflexion ouvertes par les œuvres et le parcours de Rousseau – les enjeux de l'identité sociale, culturelle et même nationale de l'intellectuel, les rapports entre une biographie singulière d'auteur et la portée universelle des textes – et de les soumettre à la possibilité d'un réexamen contemporain.

Fabrice Brandli (Genève)

CARLO MOOS
ZUKUNFT AUS DEM GLAUBEN BERNARDA HEIMGARTNER UND DIE GRÜNDUNG DES MENZINGER LEHRSCHWESTERNINSTITUT IM HISTORISCHEN KONTEXT

LUCERNE, GENERALRAT SCHWESTERN VOM HEILIGEN KREUZ MENZINGEN, 2002, 94 P., FS. 10.–
(SOUS FORME DE DON A LA COMMUNAUTE: SCHWEIZERHAUSSTRASSE 6, 6006 LUCERNE)

A première vue, l'ouvrage de Carlo Moos ressemble à ces monographies de commande qui célèbrent et retracent l'existence de communautés, d'institutions ou de personnages localement illustres. En l'occurrence, comme le précise son sous-titre, l'opuscule en question est axé autour de la figure de Bernarda Heimgartner et relate les péripéties de la fondation du «Lehrschwesterinstitut» de Meinzingen.

Le fait est que ce petit ouvrage a été publié pour le 150e anniversaire de l'établissement et que quelques dizaines de pages sont exclusivement consacrées à sa constitution ainsi qu'à l'activité de la

femme qui, près de deux décennies, en dirigea les destinées.

Quelques indices, cependant, révèlent immédiatement la nature non seulement érudite mais scientifique du texte. Ainsi, l'auteur, à son habitude, laisse pénétrer le lecteur dans le laboratoire historien qui est le sien. Le fascicule révèle les sources qui le fondent et les lacunes qu'elles présentent. Mieux encore, l'absence ou le silence des documents alimentent nombre d'hypothèses qui constellent le récit comme autant d'invitations à la réflexion ou à la poursuite des recherches.

Carlo Moos lui-même stimule encore cette lecture critique en abordant son sujet de façon à la fois concentrique et partiale. Loin de plonger directement dans le thème jubilaire donné, il préfère introduire son objet d'étude en brossant un tableau large puis rétréci du cadre dans lequel s'inscrivent la fondation de l'institution comme l'orientation que Bernarda Heimagartner sut lui donner. En un premier chapitre concis et précis, il dépeint la Suisse du milieu du 19e siècle; celle-là même qui, en 1847, subit la guerre civile dite du Sonderbund, en un clivage sur la profondeur duquel les spécialistes ne s'accordent guère. La situation est, il est vrai, des plus complexes. C'est d'ailleurs ce que montre l'auteur dans le chapitre suivant, qui détaille les conditions d'existence des catholiques d'Argovie; un canton farouchement radical d'où partirent les mesures anti-cléricales qui devaient mener au conflit.

L'évocation des catholiques suisses n'est ici pas fortuite, mais s'intègre dans l'exposé de l'une des thèses capitales de ce livre… et de l'historien. Reprenant et développant l'optique qu'il avait déjà présentée dans de multiples articles antérieurs sur le Sonderbund, Carlo Moos plaide pour une relecture de l'époque de 1848 par le biais des cultures et des représentations religieuses. Ce faisant, il dévoile un catholicisme omniprésent et malgré tout plus ouvert aux innovations qu'il ne le sera jusqu'à la fin de la Deuxième Guerre mondiale, après que le Kulturkampf aura déterminé ses membres à se replier au sein du *Ghetto*.

En écho à cette approche et à cette évolution confessionnelles répond une seconde grande thèse exprimée en clôture d'ouvrage. En fin d'analyse, l'auteur interroge les réactions et réalisations de son héroïne dans une perspective tirée de la *gender history*. Tout en soulignant que l'intéressée n'avait jamais dû envisager ses rapports avec la hiérarchie masculine de son diocèse comme une lutte accomplie pour le droit des femmes, il relève que le destin de Bernarda Heimgartner constitue un véritable accomplissement professionnel et individuel. Renouant habilement avec les fils tissés en début de fascicule, il explique cette réussite non seulement par l'indéniable force de caractère de la religieuse, mais surtout par la situation particulière des couvents au milieu du 19e siècle. Pourtant, tout comme le catholicisme, les ouvertures laissées aux femmes rétrécissent progressivement, de sorte qu'il faudra attendre le début des années 1950 pour les voir, elles aussi, ressortir du *Ghetto*.

Plusieurs affirmations qui, en dotant Bernarda Heimgartner des «armes féminines» que seraient l'instinct et la résistance passive, font certes penser que l'auteur n'est lui-même pas dégagé de tout cliché masculin. Mais c'est là bien peu de choses et les idées phares du texte, tant dans le domaine confessionnel que dans celui des «genres», gagnent à d'être méditées, sinon approfondies. A tel point qu'on peut se demander si l'opuscule de Carlo Moos ne mériterait pas de sortir du contexte commémoratif qui l'a généré et devenir accessible à un public plus large.

Irène Herrmann (Genève)

CHRISTOPH KOLLER
L'INDUSTRIALISATION ET L'ETAT AU PAYS DE L'HORLOGERIE

EDITIONS COMMUNICATION JURASSIENNE ET EUROPEENNE, COURRENDLIN 2003, 610 S., FR. 50.–

Der Autor dieser an der Universität Bern eingereichten Dissertation hat sich ein anspruchsvolles Ziel gesetzt. Er will für die Zeit von 1850 bis 1950 die Rolle der öffentlichen Verwaltungen im Prozess der Industrialisierung des Juras untersuchen. Diese Aufgabe wird in drei umfangreichen Teilen angegangen. Im ersten beschreibt der Autor die Industrialisierung des Juras, im zweiten stellt er die staatlichen Institutionen vor, um dann in einem dritten Teil die Reorganisation der Uhrenindustrie in der Zeit von 1919 bis 1951 zu analysieren. Vorangestellt ist eine längere, nicht immer überzeugende Einleitung über Forschungsziele, Methoden und Literatur. Am Schluss findet sich der Versuch einer Synthese der gesamten Untersuchung. Das 600 Seiten umfassende Buch enthält im Text und in einem längeren Anhang umfangreiches, in Tabellen und Grafiken geschickt zusammengestelltes statistisches Material. Man erkennt darin leicht die berufliche Prägung des Autors, der am Bundesamt für Statistik tätig ist.

Ich möchte gleich eingangs festhalten, dass man in diesem Buch weder eine abgerundete politische und wirtschaftliche Geschichte des Juras noch eine systematische Analyse des Verhältnisses von Verwaltung und Industrialisierung suchen sollte. Aufbau und Struktur der Arbeit sind zu sehr aufgesplittert und erreichen nicht jene Kohärenz, die es erlauben würde, stringente Entwicklungslinien zu verfolgen oder gar zu systematischen Schlussfolgerungen zu kommen. Wohl werden überaus reiche und vielfältige Aspekte vorgetragen, doch leider in einer Form, die ein übergreifendes Verständnis nur schwer zulässt. Dennoch vermitteln die zahlreichen einzelnen Beschreibungen und Statistiken wichtige, für eine Geschichte des Juras und der Uhrenindustrie nützliche Einsichten. Interessant sind beispielsweise die Ausführungen über die verschiedenen Phasen der Immigration, die gemäss Koller dem Industrialisierungsprozess jeweils wichtige oder gar entscheidende Impulse vermittelten. Wir finden ebenfalls eine Reihe von biografischen Notizen der verschiedenen im Jura auftretenden Akteure, und gut dokumentiert ist ebenfalls die komplexe, in zahlreiche Kleinstunternehmen aufgesplitterte Struktur der Uhrenindustrie. Auch im Teil über die Reorganisation der Uhrenindustrie in der Zwischenkriegszeit finden sich interessante Informationen, wie beispielsweise über die Bulova, ein Uhrenunternehmen, das in den USA, trotz heftigen Widerstands in der Schweiz, Produktionsstätten einrichtete. Ein Versuch der Tavannes Watch, einen ähnlichen Export der Produktionsanlagen in die Sowjetunion zu organisieren, wurde nach massiven Vorstössen aus Kreisen der Wirtschaft und der Politik schliesslich abgebrochen.

Viele der konzeptuellen Ansätze werden leider nicht ganz zu Ende geführt. So wird beispielsweise der Einfluss des Schulwesens auf die Industrialisierung nur anhand weniger Bemerkungen zu den Berufsschulen angegangen. Auch die Analyse des politischen Systems kommt zu kurz. Der Autor spricht beinahe ausschliesslich vom Freisinn, vernachlässigt aber die andern politischen Strömungen. Dies ist besonders im Falle des Juras bedauerlich, lebte diese vorwiegend katholische Region doch unter starkem Einfluss der Katholisch-Konservativen, um nicht von der katholischen Kirche insgesamt zu sprechen. Gewiss, wenn auch die katholisch-konservative Opposition weder den Staat noch Verwaltung beherrschte, so

bildete sie im Jura eine wichtiges Element des politischen Systems. Über die Geschichte der Parteien erfährt man ebenfalls nur wenig, und auch die Struktur der Administration wird einzig an Hand einiger Bemerkungen über die Präfekten gestreift. In diesem Zusammenhang wäre es interessant gewesen, mehr über die offiziellen und informellen Verbindungen zwischen Verwaltung, Handels- und Industrievereinen sowie den politischen Parteien zu erfahren.

Ein weiteres bezeichnendes Beispiel, das die Grenzen von Kollers Arbeit aufzeigt, betrifft die Frauenarbeit. Der Autor unterstreicht zwar selbst, die Arbeit der Frauen in der Uhrenindustrie verdiene eine umfassende Studie. (199) Doch abgesehen von einigen im Prinzip schon lange bekannten statistischen Angaben gelingt es ihm nicht, in den vier den Frauen gewidmeten Seiten auch nur ansatzweise diesen zentralen Bereich vorzustellen. Warum versucht er nicht, wenigstens die Lohnverhältnisse exemplarisch zu analysieren? Hier ist eine grosse Chance vergeben worden, die Rolle der Arbeiterinnen in der Industrialisierung der Schweiz anhand eines besonders stark von der Frauenarbeit geprägten Wirtschaftszweigs zu erläutern.

Das der Reorganisation der Zwischenkriegszeit gewidmete Kapitel vermittelt, wie schon gesagt, neue und interessante Einsichten, zum Beispiel über die internen Konflikte zwischen den Unternehmern oder das Problem der Kartellisierung. Unverständlich ist mir aber, warum bei der Beschreibung der Gründung der ASUAG (Allgemeine Schweizerische Uhrenindustrie AG), der wohl wichtigsten, Staat und Unternehmer verbindenden Institution jener Zeit, der erste Präsident und spätere Bundesrat Hermann Obrecht nicht erwähnt wird. Die von Hermann Böschenstein verfasste Biografie Obrechts hätte interessante, die ASUAG und die Uhrenindustrie betreffende Einsichten vermittelt.

Trotz Anerkennung der grossen von Christoph Koller geleisteten Arbeit kann man die zahlreichen Fehler und Lücken nicht unerwähnt lassen. Bei vielen Zitaten fehlt der genaue Literaturhinweis, insbesondere die Seitenzahl. Geldwerte werden nie Bezug nehmend auf Inflation korrigiert, was insbesondere bei Vergleichen, die vom 19. Jahrhundert bis in die Zwischenkriegszeit reichen, (zum Beispiel 252, oder 119–120 zur Zeit 1914 bis 1918) zu völlig falschen Einschätzungen führen kann. Die in der Bibliografie angezeigte Literatur ist sehr umfangreich, doch der Einbezug dieser Arbeiten erfolgt im Text nicht selten zufällig, ohne wirkliche Bezugnahme zu verwandten Studien. In den Zitaten in deutscher Sprache finden sich einige Flüchtigkeitsfehler, die bei einer sorgfältigeren Lektüre leicht hätten vermieden werden können. Gelegentlich ist auch die Organisation der Chronologie der Ereignisse, mit Sprüngen nach hinten und nach vorn, nur schwer nachvollziehbar.

Welche Schlussfolgerungen lassen sich aus dem Gesagten ziehen? Die Arbeit von Koller sollte nicht in erster Linie als Übersichtsdarstellung oder gar als kohärente Studie der vorangestellten Fragestellung – die Rolle der Verwaltungen und der Politik im Prozess der Industrialisierung – verstanden werden, sondern vielmehr als umfangreiche Materialsammlung, die sowohl Einblicke in einzelne Aspekte der wirtschaftlichen Entwicklung des Juras vermittelt wie auch Daten- und Zahlenmaterial zusammenträgt, das für weitere Studien nutzbringend eingesetzt werden kann. Nützlich ist ebenfalls die umfangreiche Literaturliste, die zum Teil vergessene oder schwer auffindbare Schriften verzeichnet. Dank dem Namens- und Ortsregister hat man einen leichten Zugriff auf Daten und Inhalt. So

gesehen erweist sich Christoph Kollers Arbeit als nützliches Arbeitsinstrument für das Studium der jurassischen Wirtschaftsgeschichte.

Hans Ulrich Jost (Lausanne)

CHRISTIAN SCHROFER
BÜNDNER PSYCHIATRIEGESCHICHTE DES 19. JAHRHUNDERTS

JURIS, DIETIKON 1999, 153 S., FR. 52. –

Wer die Monografie von Christian Schrofer gelesen hat, wird die psychiatrischen Kliniken Waldhaus Chur und Beverin mit einem anderen, historisch erweiterten Bewusstsein betrachten und aufsuchen können. Auf Grund umfangreicher Archiv- und Literaturstudien stellt der Autor insbesondere die Vorgeschichte dieser beiden psychiatrischen Kliniken dar. Wir können den langen und mühsamen Weg nachvollziehen, der in dem eher ländlich geprägten Kanton schliesslich zur Gründung der psychiatrischen Kliniken führte. Die Herausbildung einer rein psychiatrischen Klinik erweist sich als ein spätes Produkt, während es zunächst enge und auch schon früh kritisierte Verquickungen gab mit der Zwangsarbeitsanstalt und der Loe'schen Stiftung, die vor allem für somatisch erkrankte Arme gedacht war. Die verdienstvolle Arbeit von Schrofer erlaubt es, Vergleiche mit anderen Kantonen und Städten durchzuführen. So ist es zum Beispiel bemerkenswert, dass in Graubünden der 1877 gegründete Hülfsverein für Geisteskranke eine bedeutende Rolle bei der Gründung der institutionellen Psychiatrie spielte, während er in Zürich, nach der Inbetriebnahme des Burghölzli, sich eher für die Nachsorge entlassungsfähiger Patientinnen und Patienten einsetzte.

Zu begrüssen ist, dass Schrofer eine nüchterne Sprache verwendet und in den Bewertungen nicht vorgreift, sondern diese dem Leser überlässt. Er führt zahlreiche Zitate an, bei denen nur das häufige «(sic!)» stört, dass bei jeder von heute abweichenden Schreibweise auftaucht. Es hätte hier der Hinweis im Vorwort genügt, dass in den Originaltexten im Wortlaut und in den damals eigentümlichen Formulierungen zitiert wird.

Wenn man bedenkt, dass gerade in den letzten Jahren die Patientenperspektive in der psychiatriehistorischen Forschung eine immer grössere Rolle spielt, so muss man sagen, dass diese im Buch zu kurz kommt. Ebenfalls sind die Kasuistiken (77 f.) etwas knapp geraten und es fehlt eine Begründung, warum die Fallbeispiele nach 1874 nicht fortgesetzt werden. Im Übrigen wäre es in der heutigen Diskussion um die Vorgeschichte und Geschichte der Eugenik notwendig, auch diesen Fragen nachzugehen. Hierzu finden sich aber im Zusammenhang der Kurzbiografie von Johann Josef Jörger nur drei Zeilen (102) und nicht einmal ein Verweis auf dessen Arbeit *(Die Familie Zero)*.

Dem Buch ist ein über den Kanton Graubünden und die Schweiz hinausgehender Leserkreis zu wünschen. Allerdings wäre es für den nicht mit den kantonalen Gegebenheiten vertrauten Leser hilfreich gewesen, wenn die politische Organisation und die politischen Strukturen dargestellt und erklärt würden.

Bernhard Küchenhoff (Zürich)

CARLO WOLFISBERG
HEILPÄDAGOGIK UND EUGENIK
ZUR GESCHICHTE DER HEIL-PÄDAGOGIK IN DER DEUTSCH-SPRACHIGEN SCHWEIZ (1800–1950)

CHRONOS, ZÜRICH 2002, 480 S., FR. 68.–

Man hätte Carlo Wolfisbergs Studie auch in *traverse* 2003/1 zur schweizerischen Psychiatriegeschichte besprechen können. Denn seine Ausführungen zur Geschichte der Heilpädagogik in ihrem Verhältnis zur Eugenik in der deutschsprachigen Schweiz enthalten einiges zur Geschichte der Psychiatrie: Die Heilpädagogik hat sich, so Wolfisberg, in Konkurrenz zur Psychiatrie als wissenschaftliche Disziplin ausgebildet und vor allem Psychiater und Mediziner haben im Bereich der Heilpädagogik eugenische Konzepte vertreten.

Im ersten Teil seiner Studie skizziert Wolfisberg eine Geschichte der schweizerischen Heilpädagogik zwischen 1800 und 1950 und untersucht deren Ausbildung als Profession, Praxis und wissenschaftliche Disziplin. Er unterscheidet dabei drei Phasen: Unter den Leitbegriffen von Bildung und Erziehung entstanden zwischen 1800 und 1890 eine Vielzahl von privaten Institutionen zur Bildung, Heilung und Erziehung von Menschen mit einer körperlichen oder geistigen Behinderung. In Verbindung mit der Philosophie der Aufklärung und den Spracherwerbstheorien führte die fortlaufende «Entdeckung» neuer Gruppen von Menschen mit Behinderungen zu einer Ausdifferenzierung des Arbeitsfeldes einer ausserschulisch institutionellen Heilpädagogik. Um 1800 gelangten aus der aufklärerischen Perspektive von der Perfektibilität des Menschen zuerst die «Taubstummen» in den Blick philanthropisch-heilpädagogischer Bemühungen, die schliesslich zur Gründung erster Taubstummenschulen führten. Die «Entdekkung» einer Gruppe von Menschen mit Behinderungen, die Behauptung und der Nachweis ihrer Bildbarkeit waren dabei konstitutiv für die Ausdifferenzierung der heilpädagogischen Praxis. Mit der Entdeckung der Bildungsfähigkeit der «Taubstummen» wurden diese zugleich von den Gruppen der unerziehbaren «Blödsinnigen» und «Cretinen» abgegrenzt. Allerdings wurde damit auch das Interesse philanthropisch-heilpädagogischer Kreise für die Erziehbarkeit dieser anscheinend Bildungsunfähigen geweckt, und das heilpädagogische Angebot richtete sich bald auch auf die «Blödsinnigen». Doch verhinderte das schwache sozialpolitische Engagement des Bundes ein koordiniertes Vorgehen und eine weiter gehende Spezialisierung der Heilpädagogik. Dies änderte sich in der zweiten Phase zwischen 1890 und 1920: Im Zuge der Einführung der allgemeinen Schulpflicht fand eine umfassende Institutionalisierung der heilpädagogischen Praxis statt, die mit der Volksschule, den Spezialklassen, den Anstalten für «Schwachsinnige» und den Asylen für «Blödsinnige» drei bis vierstufig aufgegliedert wurde. Auf die Initiative von Lehrern und Lehrerinnen hin wurde nun das Recht auf Bildung für die bisher von der Schule ausgeschlossenen Kinder eingefordert und durchgesetzt. Mit der Ausdifferenzierung des Schulsystems ging auch eine Einteilung der Kinder anhand schulorganisatorischer Kriterien einher, in welcher die «Bildungsfähigkeit» des Kindes zentral wurde. Die Einteilung in die verschiedenen Stufen des Systems lag dabei zunehmend in der Kompetenz der Schulärzte, welche durch die Einführung der zu Beginn des 20. Jahrhunderts aufkommenden IQ-Tests die schulorganisatorischen Kriterien «medikalisierten». Medizin und Psychiatrie wurden damit zu wichtigen Bezugsdisziplinen des heilpädagogischen Arbeitsfeldes.

Erst in der dritten Phase zwischen

1920 und 1950 etablierte sich die Heilpädagogik als wissenschaftliche Disziplin. Dies zeigte sich an der Gründung der Schweizerischen Vereinigung für Anormale, dem Dachverband der schweizerischen Heilpädagogik, der Gründung des Heilpädagogischen Seminars in Zürich und dem damit verbundenen und durch Heinrich Hanselmann besetzten Lehrstuhl für Heilpädagogik an der Universität Zürich, wie auch in der zunehmenden Konkurrenz dieser protestantischen mit der katholischen Heilpädagogik an der Universität Freiburg.

Im zweiten Teil seiner Studie untersucht nun Wolfisberg, inwieweit eugenische Konzepte zur Etablierung der Heilpädagogik als wissenschaftliche Disziplin beitrugen. Er entwickelt eine diskursanalytische Beschreibung des Verhältnisses von Heilpädagogik und Eugenik, das die im ersten Teil aufgeworfenen Fragestellungen nach der Ausbildung und Professionalisierung der Heilpädagogik in der deutschsprachigen Schweiz zwischen 1920 und 1950 aufnimmt und vertieft. Die Eugenik versteht Wolfisberg dabei als Verschränkung verschiedener Diskursstränge, welche um die Themen Alkohol, Vererbung, Vorsorge und Bevölkerung gebildet wurden. Eugenische Postulate und Konzepte wurden demnach in unterschiedlichen Kontexten und von verschiedenen Akteuren je unterschiedlich formuliert und ausgeprägt. Für eine Geschichte der schweizerischen Eugenik in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eröffnet Wolfisbergs Studie somit einen viel versprechenden Fragehorizont. Es wird deutlich, dass es in der Schweiz keine übergreifende Eugenik gab, vielmehr entwickelten sich eugenische Konzepte in verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen und Arbeitsfeldern des schweizerischen Sozial- und Gesundheitswesens. Für die Heilpädagogik löst Wolfisberg diesen Ansatz denn auch gewinnbringend ein. Der Zusammenhang von Heilpädagogik und Eugenik wird durchgehend als strategisches Verhältnis im Sinne der Professionalisierungsthese beschrieben: Um gesellschaftspolitische Relevanz zu erhalten, bezogen sich Heilpädagogen auf die Diskurse der Bevölkerungspolitik und entwickelten ein heilpädagogisches Konzept von Vorsorge; als sich professionalisierende wissenschaftliche Disziplin stützte sich die Heilpädagogik auf die Ergebnisse bereits etablierter Disziplinen wie Biologie, Medizin und Psychiatrie und übernahm teilweise das «Vererbungsparadigma».

Allerdings geht Wolfisberg von einer prinzipiellen Unvereinbarkeit von Eugenik und Heilpädagogik aus: Seine Studie zeigt zwar, wie in der sich etablierenden Heilpädagogik unter Bezugnahme auf die Diskurse von Vererbung, Vorsorge und Bevölkerungspolitik eugenische Konzepte adaptiert und verwendet wurden. Die Studie geht aber nicht davon aus, dass der pädagogische Ansatz der Heilpädagogik dem Grundgedanken der Eugenik durchaus ähnlich ist: Die Idee der Eugenik, nämlich die Erkenntnisse und Ergebnisse der Erbforschung zur Verbesserung von Individuen, sozialen Gruppen und ganzer Nationen zu verwenden, liesse sich auch als biologistische Fortschreibung des philanthropisch-aufklärerischen Konzepts der Perfektibilität des Menschen verstehen. Eugenische Konzepte wären in diesem Verständnis der Heilpädagogik nicht fremd, sondern ständen in einer (heil)pädagogischen Tradition.

Zuweilen zeigt sich somit eine argumentative Unentschiedenheit in Wolfisbergs Analyse: Zum einen versucht er zu bestimmen, wo heilpädagogische Konzepte und Praktiken nicht eugenisch, sondern pädagogisch waren. Zum anderen zeigt er überzeugend, wie in der Heilpädagogik der deutschsprachigen Schweiz eugenisch-heilpädagogische

Konzepte innerhalb verschiedener Grenzen und Rahmen ausgebildet wurden: In der katholischen Heilpädagogik in Freiburg war man gemäss der päpstlichen Enzyklika *casti conubi* von 1930 der präventiven Massnahme der Sterilisation gegenüber kritisch eingestellt. Hingegen beinhaltete Hanselmanns Konzept der «Nachgehenden Fürsorge» die Verhinderung der Fortpflanzung von geistig Behinderten sowohl durch Massnahmen der Beobachtung und Erziehung als auch der Sterilisation. Das Konzept der «Nachgehenden Fürsorge» wie auch die professionspolitischen Positionsbezüge der Heilpädagogik erhielten im Laufe der 1930er- und 40er-Jahre denn auch Anpassungen. In der Sterilisationsfrage positionierte sich die Zürcher Heilpädagogik im Zeichen der Geistigen Landesverteidigung, die eine Abgrenzung gegenüber der radikalisierten Eugenik in NS-Deutschland beinhaltete: Als 1934 in NS-Deutschland das Zwangssterilisationsgesetz in Kraft trat, wurde auch in der schweizerischen Heilpädagogik diskutiert, unter welchen Bedingungen Sterilisationen an geistig behinderten Menschen durchgeführt werden könnten. Zu Beginn der 1940er-Jahre hingegen, als in der Schweiz die «Euthanasie»-Aktion in NS-Deutschland bekannt wurde, wurden Massnahmen wie die Sterilisation als einer schweizerischen Heilpädagogik unwürdig diskreditiert.

Mit Wolfisbergs Studie liegt nach *Rejetées, rebelles, mal adaptées. Débats sur l'eugénisme, pratiques de la stérilisation en Suisse Romande au 20e siècle* des Forschungsteams von Jacques Gasser, Gilles Jeanmonnod und Geneviève Heller ein weiterer differenzierter Beitrag zur Geschichte der Eugenik im schweizerischen Gesundheits- und Sozialwesen vor. Zeichneten sich jüngere Arbeiten zum Zusammenhang von Psychiatrie und Eugenik in der deutschsprachigen Schweiz zum Teil durch methodische Unreflektiertheit aus, können sich zukünftige Studien inhaltlich wie methodisch an Wolfisbergs Dissertation orientieren, weist sie doch auch auf Parallelen zwischen Psychiatrie und Heilpädagogik bei der Adaption und Durchsetzung eugenischer Konzepte hin.

Hans Jakob Ritter (Basel)

BARBARA LÜEM
HEIMATHAFEN BASEL
DIE SCHWEIZER RHEIN- UND HOCHSEESCHIFFFAHRT

CHRISTOPH MERIAN, BASEL 2003, 264 S., ZAHLREICHE ABB., FR. 68.–

Sehnsucht hat einen Namen: Schifffahrt. Bilder tauchen auf: Ozeanriesen am fernen Horizont, schlanke Viermaster hart am Wind, dunkle Hafenkneipen, Eisberge und wiegende Palmen, das weite Meer und die gleissende Sonne der Tropen, Äquatortaufe. Junge komm bald wieder, ich warte auf dich!

Die Schifffahrt fasziniert, wie die Autorin Barbara Lüem im Vorwort feststellt. Faszination habe am Anfang der Entstehungsgeschichte des Buchprojekts gestanden, schreibt die Autorin, uns, die Lesenden, begleitet sie durch das ganze Buch hindurch, ganze 264 Seiten lang, vom Titelbild bis zur Sammlung schiffspezifischer Fachausdrücke am Schluss, wo wir unter anderem erfahren was ein «Papsack» ist oder ein «Rudergänger».

Die Idee, die Erinnerungen der ehemaligen Seeleute und Rheinschiffer mit den Bildern aus dem Fotoarchiv der Schweizerischen Reederei und Neptun AG/SRN zusammenzubringen, ist inhaltlich und formal sehr schön und konsequent umgesetzt worden. Bilder und Texte ergänzen sich dialogisch. Die sachlich gehaltenen Abschnitte der Haupttexte innerhalb der vier Kapitel sind am einspaltigen Blocksatz erkennbar und heben sich

in Bezug auf ihr Format von den auch inhaltlich verschiedenen, dreispaltigen und linksbündigen Texten ab – Erinnerungen von Berufsleuten, Originaldokumente und Hintergrundinformationen. Eingeleitet wird jedes der reich bebilderten Kapitel von einer kurzen Zusammenfassung des nachfolgenden Inhalts.

Ergänzt wird das Material der Zeitzeugen und Zeitzeuginnen und des Fotoarchivs durch die Reportagen des Basler Fotografen Peter Moeschlin über die schweizerische Rheinschifffahrt und die Hafenanlagen in Kleinhüningen und Birsfelden aus den 1950er-Jahren und die aktuellen Aufnahmen des Westschweizer Fotografen Jean-Luc Cramatte. Seine grossformatigen Bilder aus dem Hafen Kleinhüningen, wie er sich heute präsentiert, schliessen jedes Kapitel ab.

Im ersten Kapitel beschreibt Lüem die Anfänge und die Entwicklung dieses für das Binnenland Schweiz auf den ersten Blick eher exotischen Wirtschaftszweigs. Die Rheinschifffahrt bei Basel ist zwar seit der Römerzeit belegt und auf den Weltmeeren fuhren Schweizer Kaufleute schon im 19. Jahrhundert mit eigenen Schiffen, eine nationalschweizerische Schifffahrt, die auch was die finanziellen Mittel anbelangte, auf den Staat zählen konnte, entwickelte sich erst im 20. Jahrhundert. Es war im Wesentlichen die Erfahrung von Versorgungsengpässen mit lebenswichtigen Importgütern während der beiden Weltkriege, die 1919 zur Gründung einer eigenen Rheinflotte und 1941 zur Inkraftsetzung eines Schweizer Seerechts und dem Erwerb einer nationalen Flotte führte.

Meilensteine der kommerziellen Rheinschifffahrt waren die vom Basler Ingenieur Rudolf Gelpke initiierte Fahrt eines auf dem Niederrhein üblichen Dampfschleppzugs bis nach Basel im Mai 1904, die Eröffnung der ersten Staustufe am Oberrhein in Kembs 1932 und der Bau der Basler Hafenanlagen zwischen 1905 und 1939. Der Bau der beiden Hafenbecken I und II in den Jahren 1919–1923 respektive 1936–1939 bedeutete für die Vorortgemeinde Kleinhüningen landschaftlich einen im wahrsten Sinn des Wortes tiefen Einschnitt und die beschleunigte Entwicklung vom Dorf zum Basler Industriequartier.

Das zweite Kapitel beschäftigt sich mit den Schiffen, ihrer Ladung und dem Löschen der Transportgüter an der Schnittstelle von Wasser und Land, den Hafenanlagen mit ihren Kranen, Silos und Tankanlagen. In den Häfen sind nebeneinander –in gleichzeitiger Aktion – unterschiedliche Etappen der technologischen Entwicklung im Transport- und Logistiksektor zu beobachten, ein Hinweis auf «die unterschiedliche Geschwindigkeit der wirtschaftlichen und technologischen Entwicklung der Rheinschifffahrt». Ein moderner Containerschubleichter liegt neben einem tief im Wasser liegenden Tankschiff, Getreide wird von Kranen gelöscht, die an die Monster aus *Jurassic Park* erinnern, während gleich daneben bunte Container von vollständig elektronisch gesteuerten Laufkränen durch die Luft gezogen werden. Diese weltweit genormten Transportbehälter sind, nebst dem Verschwinden der riesigen Kohlenhalden, überhaupt die augenfälligste Veränderung in den See- und Binnenhäfen. Ein Unterkapitel zeichnet die Entwicklung der Rheinschifffahrt vom Dampfschlepper zum Containerschiff nach. Hautnah verfolgen wir in einer Fotoserie die Manöver zwischen einer Dampfboot (traditionsbewusste Rheinschiffer sprechen von Schleppbooten in weiblicher Form) und bis zu acht Schiffen, die in einen Schleppzug aufgenommen werden sollen, ein Thema, das im folgenden Kapitel noch einmal detailliert aufgenommen wird. Die letzten Seiten des zweiten Kapitels sind den Ha-

fenarbeitern gewidmet. Der Text ist leider sehr kurz und allgemein geraten und man hätte sich durchaus mehr zu diesem Thema gewünscht.

Im dritten Kapitel stellt die Autorin das Leben der Schiffer und Seeleute auf dem Rhein und auf hoher See vor. Es liegt in der Natur dieses Themas, dass dieses das persönlichste und intimste Kapitel des ganzen Buchs geworden ist. Informatives zur Ausbildung zum Rheinschiffer – die ersten Schweizer Schiffsjungen begannen ihre dreijährige Ausbildung 1939 auf dem Schulschiff Leventina, der Beruf wurde vom Bund erst 1972 anerkannt – und zu den Lohn und Arbeitsbedingungen der Schiffer und ihrer Familien steht neben persönlichen Briefen und Fotoalben aus dem Besitz ehemaliger Hochseematrosen oder einem Bericht aus dem Leben einer Schiffersfrau. Interessant ist, in welcher Konstellation hier die alte Frage auftaucht, wie Frauen Familie und Beruf unter einen Hut bringen, denn in diesem Fall war der Beruf des Mannes auch ihr Beruf. Solange die Kinder nicht schulpflichtig waren, lebten die Schifferfamilien auf den Schiffen, danach musste sich die Frau entscheiden: Blieb sie bei ihrem Mann auf dem Schiff oder lieber mit den Kindern an Land? Eine Trennung war in keinem Fall zu vermeiden, möglicherweise wurde die Option für ersteres nach der Eröffnung des Reederei eigenen Schifferkinderheims 1958 vielen Familien ein wenig leichter gemacht. Dazu äussert sich zwar eine Schiffersfrau, spannend wäre es aber auch gewesen, wenn noch ein ehemaliges Schifferkind zu Wort gekommen wäre.

Ist Kleinhüningen eine Hafenstadt, fragt Babara Lüem im letzten Kapitel und macht sich auf die Suche nach Spuren einer von der Schifffahrt geprägten Kultur. Sie findet schwere Anker vor den beiden Gemeindekirchen, auffällig viele Tätowierungen auf den Armen der Männer in den Dorfbeizen. Weniger wahrnehmbar für Uneingeweihte sind die zahlreichen Orte, die mit den Erinnerungen der Schiffer und Seeleute verbunden sind und die Netzwerke, in denen diese sich organisieren, dem Schifferverein und dem Seemans-Club.

Heimathafen Basel bringt Neues und Spannendes zu einer wenig bekannten Seite der Verkehrsdrehscheibe Schweiz. In einem einzigen Band sind Heimatkunde und Dorfgeschichte, Schweizergeschichte, europäische Regionalgeschichte und Weltgeschichte vereint. Nach der Lektüre wird man Schiffe mit anderen Augen anschauen und nicht nur Heimwehbasler planen dann eine Reise ans Rheinknie. Schliesslich wird man auch den Artikel in einer grossen Schweizer Zeitung über das «Internationale Seerechtsinstitut [auf Malta] und die Schweiz» plötzlich mit Interesse und einigem Hintergrundwissen lesen.

Jürg Schneider (Basel)

MICHEL WARSCHAWSKI
A TOMBEAU OUVERT
LA CRISE DE LA SOCIETE ISRAELIENNE

PARIS, EDITIONS LA FABRIQUE, 2003, 125 P., € 13.–

La crise du Moyen-Orient continue d'occuper le devant de la scène internationale, avec son lugubre cortège de violence, de répression, d'intolérance et d'incompréhension. Si le débat sur les origines et la permanence du conflit israélo-palestinien a déjà suscité l'intérêt d'historiens, de journalistes et de sociologues par la production d'ouvrages de valeur inégale, il n'en reste pas moins que la société israélienne elle-même, à part quelques louables exceptions, ne figure pas particulièrement parmi les sujets de prédilection des spécialistes, notamment dans le monde francophone.

Allant résolument à contre-courant des interprétations avancées traditionnellement, Michel Warschawski poursuit son travail de réflexion critique sur la situation politique du Moyen-Orient, déjà amorcé par d'autres livres comme *Sur la frontière* (Paris, Stock, 2002) et *A contre-chœur. Les voix dissidentes en Israël* (Paris, Editions Textuel, 2003). Journaliste engagé, fondateur du très pacifiste Centre pour l'information alternative de Jérusalem et figure marquante de la gauche radicale israélienne, activiste politique se battant depuis plus de 30 ans pour la réconciliation et la paix avec le peuple palestinien, Warschawski lance un pavé dans la mare avec *A tombeau ouvert:* la crise de la société israélienne. A la fois outil de combat militant, cri du cœur et étude au scalpel des contradictions de la société israélienne, l'ouvrage de Warschawski pose la question dramatique de savoir pourquoi celle-ci à tourné le dos à la paix avec les Palestiniens après l'espoir et l'enthousiasme suscités par les accords d'Oslo de 1993. Le regard perçant de Warschawski sur son pays est sévère et sans concessions, le diagnostic qu'il établit inquiétant.

Démontant la légende d'une «occupation et pacification libérales» des territoires palestiniens, concept forgé par les élites politiques israéliennes depuis la retentissante victoire de juin 1967, réalité démentie par la mise en place d'un appareil de domination coloniale des territoires occupés, Warschawski dénonce la lente dégénérescence d'Israël en proie à un messianisme religieux toujours plus incontrôlable, à la progressive politisation de l'armée et au refus du dialogue avec l'Autre qui se traduit non seulement par la négation du droit à l'autodétermination des Palestiniens, mais également par la restriction des droits et libertés individuels des citoyens israéliens, tant juifs qu'arabes.

A titre d'exemple de cette tendance lourde à l'œuvre dans la société israélienne, Warschawski retrace le lynchage médiatique et académique réservé à certains des «nouveaux historiens israéliens» qui, comme Benny Morris et Ilan Pappé, ont remis en cause les mythes fondateurs de 1948 et la vulgate officielle qui en découle. Exploitant avec méthode et rigueur scientifiques les sources d'archives disponibles en Israël même, et proposant une relecture alternative et critique du passé, ces chercheurs ont en particulier mis en relief la volonté d'expulser les Palestiniens qui a animé dès le départ les mouvements sionistes victorieux en 1948. Ces «affaires» sont pour Warschawski emblématiques de la difficile condition des intellectuels israéliens d'aujourd'hui.

Parmi les événements les plus traumatisants et plus proches de nous qui expliquent cette évolution, Warschawski mentionne l'attaque du camp de réfugiés de Jénine par Tsahal en avril 2002, qui a donné lieu à une explosion de brutalité dépassant largement les procédés et les techniques déjà discutables utilisés jusque-là par l'armée israélienne, et ceci en parfait accord avec les ordres du gouvernement qui la commande. Assassinats d'hommes désarmés, pillages et destructions systématiques des maisons, menaces proférées à l'encontre des médias internationaux présents sur place, interdiction aux ambulances de secourir les blessés: autant de réactions totalement disproportionnées, symptomatiques des rouages d'auto-intoxication de l'appareil répressif israélien, obsédé par la traque d'un «ennemi intérieur». Pour Warschawski, le fantasme d'un transfert massif des Palestiniens en dehors des frontières actuelles, avec son corollaire de ségrégation sociale et économique, autrefois réclamé uniquement par des groupes israéliens d'extrême droite, suscite désormais un écho favorable auprès de larges catégories

de la population israélienne.

Cette crise de la société israélienne, Warshawski la perçoit également dans la désintégration de son tissu social et culturel. Les actes d'incivilité et les signes de tension qui caractérisent la vie quotidienne des Israéliens ordinaires sont de plus en plus nombreux, assortis d'une banalisation et d'une pathologie de l'usage de la violence et de la brutalité par la police, l'armée et les colons. Si les racines de ce malaise et de cette déliquescence morale remontent loin dans l'histoire et tirent leur origine des modalités spécifiques de construction du nationalisme sioniste, le passage sans transition, en 1948, d'une organisation nationale-coloniale à une structure politique dans laquelle la religion n'est pas séparée de l'Etat a, pour l'auteur, miné dès le départ les fondements de la démocratie israélienne.

L'échec des négociations de Camp David, dont Ehud Barak, selon Warschawski, porte une lourde responsabilité, ainsi que les provocations d'Ariel Sharon ayant conduit à la deuxième Intifada, suivie par l'explosion insurrectionnelle de la jeunesse dans les territoires occupés et par la violence aveugle et indiscriminée des mouvements extrémistes palestiniens, n'ont fait qu'ébranler le fragile équilibre de la société israélienne.

Warschawski n'est pas tendre vis-à-vis des grands partis politiques israéliens. Face à une droite israélienne chassant de plus belle sur le terrain idéologique du fondamentalisme religieux et essayant d'occulter son impuissance politique derrière une idéologie populiste et sécuritaire, la gauche travailliste apparaît tétanisée par ses propres difficultés à proposer un projet de société alternatif, qui permettrait une cohabitation pour le moins viable entre Israéliens et Palestiniens. Incapable de mobiliser ses troupes, craignant de passer pour «antipatriotique» aux yeux de l'opinion publique israélienne, le parti travailliste traverse une phase de déclin majeur, pris en otage par sa stratégie consensuelle d'union nationale. Fortement critique à l'égard de Shimon Peres, Warschawski en appelle à un réveil des forces progressistes d'Israël disposées au dialogue et à l'ouverture contre une logique de pure confrontation et de démonisation du peuple palestinien: «En identifiant Palestiniens et terrorisme, et en justifiant la politique de pacification dans les territoires occupés comme une guerre pour la survie d'Israël, la classe politique israélienne a ouvert des vannes d'où s'échappe toute forme de retenue et de limite au racisme et à la violence.» (41)

Selon Warschawski, les années de relative libéralisation et normalisation connues par Israël après l'invasion du Liban en 1982 sont bel et bien révolues. La société israélienne ne semble plus croire à la paix, rejetant toute idée de coexistence avec le monde arabo-musulman. Ce qui fait dire à Warschawski qu'on a sans doute exagéré en Occident l'impact de l'évolution et des ruptures internes des années 1980–1990. En résumé, Warschawski explique le choix de la guerre totale par le gouvernement de Tel-Aviv en invoquant les raisons suivantes: d'abord, par le poids de la peur et de l'angoisse dans la culture israélienne, peur et angoisse entretenues par les mécanismes propres à tout repli identitaire, mais également liées à l'histoire et à la mémoire sanglantes de l'antisémitisme européen comme du génocide nazi. Deuxièmement, par la mentalité coloniale dont, d'après Warschawski, même les pacifistes ont de la peine à se débarrasser dans leurs relations avec les Palestiniens, ce qui empêche de concevoir une paix fondée sur l'égalité et la réciprocité. Enfin, par le réflexe tribal: confrontée au choix entre réconciliation avec les Arabes et réconciliation natio-

nale, la grande majorité des Israéliens a choisi de perdre la paix pour garantir l'«union sacrée».

Le tableau dressé par Warschawski est sombre, mais l'auteur ne démissionne pas politiquement pour autant. Représentant d'une extrême gauche ultra-minoritaire en Israël, assumant pleinement ses positions dérangeantes et condamnant toute violence extrémiste d'où qu'elle vienne, Warshawski n'a pas renoncé à l'idéal d'un Etat démocratique binational, bâti sur les valeurs de justice, de respect et de solidarité entre les peuples israélien et palestinien. Si l'on peut certainement s'interroger sur la validité d'une telle solution après plus de 50 ans d'une confrontation identitaire meurtrière, il n'en reste pas moins que la position de Warschawski est courageuse et lucide, et pose de vraies questions d'ordre politique, moral, intellectuel et historique. Ce sont-là des interrogations essentielles pour le futur du Moyen-Orient et de la paix dans le monde. En effet, pour reprendre les thèses d'Edward Saïd, le tribalisme et le nationalisme exacerbés sont les pires ennemis de la paix. Sous cet angle, l'avenir politique de la région n'est concevable que dans la reconstruction et la redéfinition d'une nouvelle notion de citoyenneté qui puisse enfin réconcilier et réunir Israéliens et Palestiniens dans un combat commun pour une société véritablement égalitaire.

Fabrizio Bensi (Genève)